



Journal für Damen, Odessa 1915

Frühlingsahnung

Akkerman, 3. März 1931

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigem Gebärden,
Und streut er Schnee und Eis umher,
Es muss doch Frühling werden.

D'rum blast, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen:
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Friedrich Strohmaier



Einen Frühlingsgruß sendet uns Dr. Horst Eckert aus Berlin. Er schickte uns das hübsche Bild von der jungen Frau mit Blume und dazu ein Gedicht des bessarabiendeutschen Journalisten Friedrich Strohmaier (1863–1937). Dazu schreibt er: „Friedrich Strohmaier war Autor und Journalist in der ‚Odessaer Zeitung‘ und bestens vertraut mit den Ereignissen seines Heimatkreises Akkerman; er publizierte auch in der deutsch-amerikanischen Zeitung ‚Der Staats-Anzeiger‘, wo sein beigelegtes Gedicht erschienen ist. Die Kombination mit der jungen Dame aus dem ‚Journal für Damen‘ verkörpert geradezu die Vorfreude auf die schöne Jahreszeit.“

AUS DEM INHALT:

Wem gehört Tarutino?

Seite 5

Die Dezentralisierungsreform
in der Ukraine

Seite 10

Emmental (Pervomaisc in der
heutigen Republik Moldau)

Seite 12

Lieder aus Karamurat –
das fast vergessene Liedgut.

Seite 16

Zeitzeugen für „Lastenausgleich“ gesucht Seite 21

INHALT:

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

Aus unseren Reihen: Thomas Krüger,
der Kirchenjournalist..... 3

GESCHICHTE UND KULTUR

Eine Gedenkstätte der ermordeten nicht der
„verschwundenen“ Umsiedler im Heimathaus Stuttgart ... 3
Aus dem Museum: „Beinergäul“ oder „Knochahutscha“ ... 5
Wem gehört Tarutino? 5
200-jähriges Gründungsjahr von Katzbach (heute
Luzhanka) in Südbessarabien im Jahr 2021 – Teil II 8

BILDER DES MONATS MÄRZ 2021..... 7

BESSARABIEN HEUTE

Die Dezentralisierungsreform in der Ukraine..... 10

LESERBRIEFE 11, 18

HEIMATGEMEINDEN

Emmental (Pervomaisc): Aktuell..... 12
Emmental: Historie 13

BÜCHER

Neuzugang in unserer Bibliothek 14

DOBRUDSCHADEUTSCHE

Gedichte von Alida Schielke-Brenner:
Ä Rondreis durch d Dobrudscha..... 15
Lieder aus Karamurat – das fast vergessene Liedgut..... 16

ERINNERUNGEN

Meine Flucht 1945..... 16
Immer wieder Borschtsch 19
Ein Bessaraber aus Santa Barbara
in Kalifornien – Teil 3b..... 19

KIRCHLICHES LEBEN

Der Monatsspruch März 2021 21

ÜBER DEN TELLERRAND

Zeitzeugen für „Lastenausgleich“ gesucht 21

BILDER AUS DEM ARCHIV

Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht 22

SPENDEN

..... 22

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 24

TERMINE 2021

Liebe Leser, wissen Sie von einer interessanten Ausstellung,
Aktion in sozialen Netzwerken oder ähnlichem? Lassen Sie
es uns gerne wissen und andere Leser teilhaben!

- | | |
|----------------|--|
| 12.–16.05.2021 | Ökumenischer Kirchentag in
Frankfurt/Main und digital |
| 29.05.2021 | Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart
zum Thema „Karl Rüb“ |
| 25.09.2021 | Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler
im Heimathaus in Stuttgart |
| 16.10.2021 | Kulturtag im Heimathaus in Stuttgart
zum Thema „Deutsche, Juden und andere
Völker in Bessarabien“ |
| 12.–14.11.2021 | Herbsttagung in Bad Sachsa zum Thema:
„Umgang mit Armut und Behinderung,
Witwen und Waisen in Bessarabien“ |



Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 1. April 2021

Redaktionsschluss für die April-Ausgabe
ist am 15. März 2021

Redaktion: Anne Seemann
Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Aus unseren Reihen:

Thomas Krüger, der Kirchenjournalist

ARNULF BAUMANN

Der Vater Emil Krüger wurde 1926 in Maraslienfeld/Bessarabien geboren. Die väterlichen Vorfahren Krüger waren irgendwoher aus dem damaligen Preußen nach Bessarabien gekommen, die mütterlichen Vorfahren Frey stammten aus dem Ort Pfalzgrafenweiler im Nordschwarzwald, von wo seinerzeit mehrere Familien auswanderten. In Maraslienfeld wurde Schwäbisch gesprochen, und das beherrschte Vater Krüger auch noch in späteren Jahren. Zur Familie gehörten fünf Kinder. Durch die Umsiedlung kam Emil Krüger zunächst nach Gablonz im damaligen Sudetenland; später wurde die Familie in der Nähe von Lodz im Wartheland angesiedelt. Emil Krüger wurde zunächst zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und wurde gegen Kriegsende noch als Soldat in den Ardennen eingesetzt. Es folgte ein Lazarettaufenthalt in Springe am Deister. Er geriet zunächst in amerikanische Kriegsgefangenschaft, wurde dann aber in französische Gefangenschaft überstellt, wo er Schwerarbeit leisten musste, zuletzt bis 1949 auf einem Gutshof im Südwesten des Landes. Dort stellte der Gutsherr nach Kriegsende einen Suchantrag beim Roten Kreuz, durch den der Kontakt zur Familie wiederhergestellt werden konnte, die inzwischen nach der Flucht aus dem Osten in einem mecklenburgischen Dorf gelandet war.

Emil Krüger wollte nicht in die spätere DDR übersiedeln, sondern ließ sich nach Essen im Ruhrgebiet zu einem Kriegskameraden entlassen. Die Verbindung zu Eltern und Geschwistern, die in dem mecklenburgischen Dorf ansässig geworden waren, pflegte Emil Krüger intensiv. Dadurch kam auch der Kontakt zu seiner späteren Frau, einer geborenen Drews, zustande, die inzwischen auch im Ruhrgebiet lebte, aber aus demselben Dorf stammte. 1953 heirateten die beiden; zwei Kinder wurden geboren, eine Tochter und dann 1960 der Sohn Thomas. In den Ferien fuhren die Krügers immer nach Mecklenburg, sodass der kleine Ort auch den Kindern vertraut wurde. „Für uns Kinder war es das Paradies“, sagt Thomas Krüger noch heute, obwohl die Anreise dorthin immer mit vielen Schwierigkeiten verbunden war.

Thomas Krüger absolvierte das Gymnasium in Essen und studierte anschließend Journalistik in Dortmund, mit einem Abschluss als Diplom-Journalist. Er hatte sich stark in der evangelischen Kirche en-



Thomas Krüger



Das Elternhaus in Maraslienfeld 1990

gagiert, im Kindergottesdienst und in der Jugendarbeit. So lag es nahe, dass er seine Berufslaufbahn auch in der Kirche begann. Er trat in die Pressestelle der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld ein und wechselte 1995 zur Pressestelle des Kirchenamts der Evangelischen Kirche in Deutschland in Hannover. Dort habe ich ihn kennengelernt, ohne jedoch zu ahnen, dass wir beide aus Bessarabien stammen.

2002 machte Krüger sich selbstständig und ist seither als freier Journalist von seinem Wohnort Minden aus tätig. Er arbeitet mit dem Evangelischen Pressedienst epd zusammen, aber auch mit „Brot für die Welt“ und anderen christlichen Organisationen. Bei den Kirchentagen betreut er das „Rote Sofa“, das Interviews mit prominenten Kirchentagsbesuchern organisiert. Auch in seiner Mindener Kirchengemeinde St. Marien ist er aktiv, zeitweise als Presbyter, zurzeit arbeitet er in der Spendenkampagne zum Erhalt der St. Marienkirche mit. Er ist zudem – wie könnte es anders sein? – Redakteur des Gemeindebriefs.

Bessarabien ist ihm von Kindesbeinen an präsent. Sein Vater hat ihm viel davon erzählt, Bilder gezeigt, regelmäßig Heimatkalender und zu Weihnachten bessarabische Spezialitäten wie Halwa und Schafkäse bestellt. 1990 machte Emil Krüger sich auf den Weg nach Bessarabien und war ausgerechnet am 3. Oktober – dem heutigen Tag der Deutschen Einheit – noch einmal in seinem Geburtsort. In Bad Oeynhausen kam Thomas Krüger in Kontakt zu Pastor i. R. Oskar Lindemann, der ihn um Hilfe bei der Vorbereitung eines Bessarabiertreffens bat, das dann 2011 unter starker Beteiligung von Bessarabiendeutschen aus ganz Ostwestfalen stattfand. Dabei habe ich Thomas Krüger wiedergetroffen und jetzt als Bessarabiendeutschen identifiziert. Seitdem ist der Kontakt nicht mehr abgerissen.

Thomas Krüger ist sich seiner Herkunft aus Bessarabien sehr bewusst. In seinem Engagement bei uns hat er wegen anderer Verpflichtungen bislang bewusst Zurückhaltung geübt. Aber das kann sich ändern, einen erfahrenen Presseemann kann man überall brauchen.

Eine Gedenkstätte der ermordeten nicht der „verschwundenen“ Umsiedler im Heimathaus Stuttgart

ANDREAS KROLL

In dem Weihnachtsgruß 2020 schreibt die Bundesvorsitzenden Frau Bornemann: „wir gedachten der Alten, Kranken und Behinderten, die im Herbst 1940 auf dem Weg in die Umsiedlungslager verloren gegangen sind. Sie fielen der NS-Euthanasie zum Opfer, wie wir heute wissen.

Ein jährlicher Gedenktag der Verschwundenen Umsiedler am 25. September wird nun dazu beitragen, dass die Lehren aus dieser Schreckenszeit nicht in Vergessenheit geraten.“ Herzlichen Dank für die deutlichen Worte und das Gedenken. Von verschwundenen oder verloren gegangenen Umsiedlern zu sprechen, be-

dient leider auch heute noch das Narrativ, dass diese Menschen ganz von alleine irgendwie auf einmal weg waren, verschweigt in seiner damit zum Ausdruck kommenden Passivität die aktive Rolle der Mörder, so als ob man die verschwunden oder verloren gegangenen Menschen irgendwo wiederfinden könnte, sie irgendwo noch leben würden, wenn man nur nach ihnen suchen würde.

Nein diese Menschen wurden ermordet, also sollte es eine Gedenkstätte der „Ermordeten Umsiedler“ im Haus der Bessarabiendeutschen in Stuttgart sein.

Es war nicht eine extraterritoriale NS-„Euthanasie“, die seit 1933 im Deutschen Reich und in Bessarabien oder 1940 in den Umsiedlungslagern plötzlich hereinbrach.

Der Geist der „Rassenhygiene“ und des als „lebensunwert“ erachteten Lebens von Menschen waberte bereits lange vor 1933 durch das Deutsche Reich. Karl Binding und Alfred Hoche zum Beispiel publizierten 1920 eine Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Dieses „Denken“ war weit verbreitet: Obermedizinalrat Dr. med. Ewald Meltzer leitete fast 30 Jahre lang den Katharinenhof, eine Erziehungsanstalt für etwa 250 Kinder bei Löbau (von denen nur 25 die Aktion T4 überlebten; Wikipedia). Meltzer führte 1920 eine standardisierte Befragung unter den Eltern der ihm anvertrauten Heimkinder durch. Die Eltern wurden dabei als Erstes gefragt: „Würden Sie auf jeden Fall in eine schmerzlose Abkürzung des Lebens Ihres Kindes einwilligen, nachdem durch Sachverständige festgestellt ist, dass es unheilbar blöd ist?“ Das für ihn überraschende Ergebnis der Umfrage veröffentlichte Meltzer 1925 in der Schrift „Das Problem der Abkürzung lebensunwerten Lebens“. 73 % der Befragten hatten auf die erste Frage des Fragebogens mit „Ja“ geantwortet. Meltzer widerlegte in seiner Publikation eindringlich die Schrift von Binding/Hoche und kam zu dem Urteil: „Der Vorschlag der Tötung von geistig Behinderten, und seien sie auch noch so schwer behindert, ist aus rechtlichen und ethischen Gründen abzulehnen.“ Den Organisatoren und für die Aktion T4 Verantwortlichen diente Meltzers Umfrageergebnis als Legitimationsgrundlage für die staatlich angeordneten „Euthanasie“-Morde.

Euthanasie (griechisch εὐθανασία, von eu-: gut, richtig, leicht, schön; und thánatos: der Tod) ist ein Euphemismus aus der NS-Zeit und steht für systematische Morde zur Zeit des Nationalsozialismus als Teil der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“, von der Ermordung als „lebensunwert“ angesehenen Lebens.

Es gab viele Ermordungsaktionen in der Zeit von 1933 bis 1945, u.a. (s. Wikipedia) ...

- die Aktion T4, Erwachsenen-„Euthanasie“, Ermordung von Psychiatriepatienten und Behinderten 1940/1941 in Tötungsanstalten. Kinder-„Euthanasie“, Ermordung von Kindern in Krankenhäusern in sogenannten Kinderfachabteilungen;
- die Aktion 14f13, Ermordung von KZ-Häftlingen in den Tötungsanstalten der Aktion T4;
- die Aktion „Dezentrale Morde“, Ermordung von Psychiatriepatienten und Anstaltsbewohnern ab 1942. In Polen und der Sowjetunion wurden Psychiatriepatienten und Anstaltsbewohner von Einsatzgruppen erschossen (oft gemeinsam mit dem gesamten Pflegepersonal).

Es wurde aber auch nicht nur gezielt gemordet: Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses (GzVeN) vom 14. Juli 1933 (RGBl. I, S. 529) war ein deutsches Gesetz. Es trat zum 1. Januar 1934 in Kraft. Das Gesetz diente im nationalsozialistischen Deutschen Reich der sogenannten Rassenhygiene durch „Unfruchtbarmachung“ vermeintlich „Erbkranker“ und Alkoholiker. Zur Begutachtung eines Sterilisationsverfahrens wurden formal rechtsförmig agierende „Erbgesundheitsgerichte“ geschaffen. „Der fortschreitende Verlust wertvoller Erbmasse muss eine schwere Entartung aller Kulturvölker zur Folge haben. Von weiten Kreisen wird heute die Forderung gestellt, durch Erlass eines Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses das biologisch minderwertige Erbgut auszuschalten. So soll die Unfruchtbarmachung eine allmähliche Reinigung des Volkskörpers und die Ausmerzungen von krankhaften Erbanlagen bewirken.“, so hieß es damals (s. Wikipedia). Angeborener Schwachsinn, Schizophrenie, zirkuläres (manisch-depressives) Irresein (heute Bipolare Störung), erbliche Fallsucht (heute Bipolare Störung), erbliche Fallstanz (heute Epilepsie), erblicher Veitstanz (heute Chorea Huntington), erbliche Blindheit, erbliche Taubheit, schwere erbliche körperliche Missbildung, ferner konnte unfruchtbar gemacht werden, wer an „schwerem Alkoholismus“ litt. Bis Mai 1945 wurden mindestens 400.000 Menschen zwangssterilisiert. Insgesamt sind durch Anwendung des Gesetzes schätzungsweise 6.000 Frauen und 600 Männer durch Komplikationen während der medizinischen Prozedur gestorben.

Das Bild „Hier trägst Du mit. Ein Erbkranker kostet bis zur Erreichung des 60. Lebensjahres im Durchschnitt 50.000 RM“ wurde 1935 als Teil einer Ausstellung in Ge-



sundheitsämtern im Deutschen Reich gezeigt und wurde in verschiedenen Schulbüchern abgedruckt.

Der Deutsche Arbeiter trägt auf seinem Joch links den „Erbkranken“. Menschliches wird durch ein affenähnliches Gesicht aberkannt. Im NS-Sprachgebrauch war der Begriff „Erbkranker“ ein Sammelbegriff für alle Formen von abweichendem Verhalten. Die Menschen wurden abgewertet und ihnen war verboten zu heiraten und Kinder zu bekommen (Zwangssterilisation). Der Begriff „Erbkranker“ nimmt Bezug zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses.

Der Deutsche Arbeiter trägt auf seinem Joch rechts den „Asozialen“. „Asozial“ im NS-Sprachgebrauch waren Obdachlose, Wanderarbeiter, „selbstverschuldete Fürsorgeempfänger“, Bettler, Landstreicher, kinderreiche Familien aus den sozialen Unterschichten, Familien aus Quartieren an den Stadträndern, „nach Zigeunerart herumziehende Landfahrer“, angeblich „Arbeitscheue“, Alkoholiker, „getarnt Schwachsinnige“, Prostituierte sowie Zuhälter.

Bei Führungen in T4-Mordanstalten kommt leider immer wieder heraus, dass es auch heute noch vollkommen falsche Vorstellungen darüber gibt, wie man eine Behinderung oder eine psychische Krankheit bekommen kann: Vererbung wird in der Regel als die Ursache Nr.1 angesehen. Obwohl die Vererbung bei den meisten Diagnosen eine eher untergeordnete Rolle spielt. Bei dem Mann auf der linken Seite wird aber meistens vielen Betrachter*Innen klar, dass das auf dem Bild möglicherweise ein weit gefasster Vererbungsbegriff ist. Bei dem Mann auf der rechten Seite ist das oft nicht so klar.

Aus dem Museum: „Beinergäul“ oder „Knochahutscha“

EVA HÖLLWARTH

In den Vitrinen mit Spielzeug im Bessarabischen Museum haben wir auch bemalte Pferdeknochen. Dazu bedarf es aber einiger Erklärungen, um was es sich hier handelt und zu was man diese Knochen benützte.

Die Kinder auf den Bauernhöfen in Bessarabien hatten kein Spielzeug. Mit viel Phantasie fertigten sie sich aus Naturmaterialien welches an oder sie benützten die Knochen von Pferden, die ihre Pferdchen darstellen sollten.

In den Sommermonaten spielten die Jungen gerne das Spiel mit den „Beinergäul“ oder „Knochahutscha“. Im Bildkalender von 1993 wird berichtet, wie mit den „Knochenhutscha“ gespielt wurde: Mit zwei „Beinergäul“ rechts und links in der Hand, um den Hals eine aus dickem Bindfaden gefertigte Leine, die der zweite Spieler führte, ging es lustig auf und ab, durch jeden Winkel des Hofes und der Ställe.



Pferdeknochen als Kinderspielzeug

Bruno Gässler schrieb im Juni 2007 einen ausführlichen Bericht über Spielzeug in Bessarabien: „Die Krone aller Spielzeuge waren ‚Knochahutscha‘. Für den Unwissenden und nicht Bessaraber eine kurze Erklärung: Das Knochenpferd stammt aus einem Pferdeskelett, wobei der Gelenkknöchel vom Sprunggelenk am Huf herausgetrennt wurde. Diesen Gelenkknöchel kann man tatsächlich mit etwas Phantasie mit der Form eines Pferdes in Einklang bringen.

Die Fundgrube solcher Raritäten waren die ‚Leumelöcher‘ (Lehmgruben), die auch als Pferdefriedhof dienten.

So hat man mit Glück und Ausdauer manch schönes Stück bergen können. Der Knochen wurde gereinigt und angestrichen. Es entstanden Schimmel, Rapen, Braune mit und ohne Blässe. Der größte und schönste Knochen, das war der Hengst. Dieser erhielt noch an bestimmter Unterseite einen Nagel

mit Kopf eingehauen. Wenn auch das Größenverhältnis weit übertrieben war, so wusste doch jeder Kenner, dass es ein rechter Hengst war. Dies zeigte sich dann auch beim Pferdetausch, denn hier wurde hartnäckig gefeilscht.

Wie heißt es doch: ‚So wie die Alten sun-gen, so zwitschern auch die Jungen‘. Und nicht selten kam es vor, dass aus einem harmlosen Tausch eine handfeste Rauferei entstand.“

Wem gehört Tarutino?

WOLDEMAR MAMMEL

„**Our Town Tarutino**“ steht in dicken Buchstaben als Überschrift über dem Beitrag von Schmuël Brilliant im Yizkor Book – Akkerman und Umgebung, S. 273: „**Unsere Stadt Tarutino**“.

Diese drei Wörter haben mich doch sehr nachdenklich gemacht. Ich habe eine Weile gebraucht, bis mir klar wurde, dass es außer den deutschstämmigen auch noch andere, z. B. jüdischstämmige Bessaraber gibt, die „deutsche“ Dörfer als ihre Heimat bezeichnen.

Juden sind dort geboren, haben dort gewohnt und gearbeitet, sind in ihre Schulen und Synagogen gegangen, haben Familien gegründet und ihre Toten auf dem jüdischen Friedhof begraben. Mehr „Heimat“ geht fast nicht!

Sie leben heute weltweit zerstreut, hauptsächlich in Nord- und Südamerika und in Israel. **Uwe Quellmann** hat im Bessarabiendeutschen Mitteilungsblatt vom Dezember 2018 berichtet, wie er in Israel nach **Samuel Gurfil**, einem jüdischen Arziser Freund seines Vaters Emil Quellmann gesucht hat. Die Gurfils hatten einst im Hof

der Quellmanns in Arzis eine Bäckerei betrieben. Beim zweiten Anlauf wurde Uwe fündig. Samuel war schon verstorben, aber mit dessen Sohn Nathan hat Uwe sich treffen können und dabei erfahren, dass es in Tel Aviv ein „**Haus der bessarabischen Juden**“ gibt, wo zweimal jährlich Treffen stattfinden. Es muss ein bewegender Moment gewesen sein, als sich „die Söhne der beiden Arziser kennengelernt haben“, wie Uwes Frau formulierte.

Dass sich in Israel ein deutscher und ein jüdischer „Bessaraber“ treffen, ist ein Zeichen dafür, dass diese beiden Bevölkerungsgruppen nicht isoliert nebeneinander hergelebt haben, sondern auch freundschaftliche Bindungen entstanden sind, die durch einen scheußlichen Vernichtungskrieg nicht ausgelöscht wurden.

„**Bessaraber**“ ist offensichtlich kein geschützter Begriff. Umgesiedelte, Vertriebene, Geflohene verschiedener Nationen benützen ihn. Obwohl über den ganzen Globus verteilt, sehen sie immer noch ihre „Wurzeln“ in dem kleinen Landstrich am Schwarzen Meer.

Mir, als ein schon hier im „Reich“ Geborener, wurde das Bild eines Bessarabers ver-

mittelt, der natürlich „deutsch“ und selbstverständlich „evangelisch-lutherisch“ sein sollte. Das war die Ansicht meiner Mutter. Schon die katholischen Deutschen aus Krasna waren ihr suspekt. Die strichen ihre Häuser wohl immer so bunt an. War das noch deutsch?

Wir haben oft darüber gelacht, wie „krasse“ Hausfarben die Nationalität beeinflussen können.

Babylon Tarutino?

Daniel Kräenbring (1892–1966) schätzte die Anzahl der jüdischen Mitbürger im Tarutino der 20er Jahre auf etwa ein Drittel aller Bewohner.

Im Yizkor Book findet man genaue Zahlen: Im Jahr 1897 lebten in Tarutino 1837 Juden (36% der Bevölkerung), 1914 ungefähr 1600 (32%) und 1930 noch 1546 (26,6%).

Auf der Homepage des Bessarabiendeutschen Vereins liest man unter Tarutino Einwohnerzahlen von 1930: Deutsche 3482 und Andere 2313. Wer bei „die Anderen“ war, erfährt man bei Wikipedia „Tarutino“: Einwohner im Jahr 1930 waren Juden 1550, Russen 500, Bulgaren 150

und Rumänen 100, Deutsche 3500. Multikulti würden wir heute sagen. Aber im Gegensatz zum Turmbau von Babylon konnten sie sich alle recht gut miteinander verständigen. Und 1550 Juden, fast halb so viel wie Deutsche, waren alles andere als eine kleine Minderheit.

Aus den Yizkor Book Informationen geht aber hervor, dass dieser hohe Judenanteil nur in den wenigen Gemeinden anzutreffen war, in denen wöchentlich ein Markt abgehalten wurde: in Tarutino, in Arzis und in Sarata. „In den umliegenden deutschen Siedlungen rund um Tarutino lebten nur sehr wenige jüdische Familien – zwei bis drei in jedem Dorf“.

Beim Lesen dieser Zeilen habe ich erst verstanden, warum nicht alle deutschstämmigen Bessaraber Jiddisch können. Nur in diesen drei Marktgemeinden hatte man so einen intensiven Kontakt mit Juden. Und es war offensichtlich ein Riesenzufall, dass der größte Teil meiner Verwandtschaft aus Arzis und Tarutino stammt. Mein Opa Mammel aus Klöstitz beherrschte trotzdem Jiddisch, obwohl es in Klöstitz außer dem Apotheker kaum Juden gab.

Aber er hatte 6 Jahre lang in Tarutino als Schneider gearbeitet und dort offensichtlich viel Kontakt mit Juden gehabt.

Ab 1832 sollen sich laut Yizkor-Book-Berichten Juden in Tarutino niedergelassen haben. Eigentlich war es ihnen in jener Zeit gar nicht erlaubt, sich dort in Grenznähe anzusiedeln. Aber die Verwaltung hat da offensichtlich beide Augen zugedrückt. Erst 1870 erhielten sie die offizielle Erlaubnis dauerhaft zu bleiben.

Sie kamen aus Polen, Litauen, Podolien, Galizien und der Ukraine und wurden von den Existenzmöglichkeiten in den deutschen Siedlungen als **Vermarkter der landwirtschaftlichen und handwerklichen Produkte** geradezu angezogen.

Sie kamen als Migranten, aber nicht als Bettler. Sie arbeiteten alle in ihren Berufen als Kaufleute, Händler, Handwerker, Ärzte oder Apotheker. Unzweifelhaft haben sie zum wirtschaftlichen Aufstieg von Tarutino einen großen Teil beigetragen. Die meisten deutschen Höfe haben ja über ihre Selbstversorgung hinaus produziert, und waren sicher froh, sich nicht um die Weitervermarktung kümmern zu müssen. „Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine Aufspaltung der Tätigkeiten: Die Deutschen arbeiteten auf ihren landwirtschaftlichen Betrieben und als Handwerker, und die Juden betrieben Handel.“ Der Getreidehandel wurde fast komplett von Juden abgewickelt.

Meine Oma erzählte vom Getreidejud, vom Eierjud und vom Federjud, die die gerupften Gänsedaunen den Bauersfrauen abkaufte. Mein Bäsle Gertraude Effinger, die Tochter des bereits erwähnten Schuhmachers Emil Herrmann, erlebte noch als kleines Mädle den Juden Aaron, wie er

durch Arzis fuhr, laut rufend: „Lejder! Fejder!“ Offensichtlich hat er außer Federn auch noch Tierhäute aufgekauft.

Wenn ich anfangs geschrieben habe, „Mehr Heimat geht fast nicht“, so muss ich doch noch auf dieses „fast“ zurückkommen. Es bestand nämlich ein ganz grundlegender Unterschied zwischen Juden und Deutschen. Dr. Yosef Laron beschreibt diese Situation auf der Seite 283 des Yizkor Books: „Die jüdische Bevölkerung hatte keine bürgerlichen Rechte und durfte bei Wahlen keine Stimme abgeben. Sie durften auch keinen Grundbesitz erwerben. Erst nach der Revolution 1917 erhielten die Juden diese Rechte.“

Die Deutschen waren also die Haus- und Grundbesitzer und vermieteten oder verpachteten ihre Häuser und Wohnungen. Auch nach 1917 achteten sie darauf, dass ja kein Land oder Haus an Nichtdeutsche verkauft wurde. Onkel Daniel wusste, dass manche Juden durch Landkauf in Polen ihr Geld angelegt haben.

Vielleicht funktionierte das Zusammenleben zwischen Deutschen und Juden ja deshalb so gut, weil die Juden den als „Landfresser“ verschrienen Deutschen keine Konkurrenten waren.

Und noch etwas ergibt sich aus diesem „Leben in Miete“. Weder in Tarutino noch in Arzis existierte ein geschlossenes jüdisches Wohngebiet. Ein Stejtl, wie wir es aus dem Musical Anatevka kennen, gab es nicht. Juden und Deutsche lebten bunt gemischt beieinander. Ist das die Erklärung dafür, warum die meisten Deutschen jiddisch sprachen?

Entsprechend der großen Zahl an Juden hat sich in Tarutino im Laufe der Zeit ein äußerst reges **Jüdisches religiöses Leben** entwickelt. Daniel Kräenbring war mein bester Informant und übrigens ein wunderbarer, sympathischer Mensch. Ich hatte das Glück, dass er mir in seinen letzten Jahren noch vieles über die Juden in Bessarabien erzählt hat. Er sprach hervorragend Jiddisch und wusste über die jüdischen Feste und religiösen Traditionen bestens Bescheid. Von klein auf ist er mit den jüdischen Nachbarskindern aufgewachsen, denn auf dem Kräenbrings Hof standen gleich zwei Synagogen. Eine davon war die „**Schnaderschil**“, die Schnajderschul, die hauptsächlich von Handwerkern besucht wurde. „Schul“ ist übrigens die jiddische Bezeichnung für eine Synagoge.

Die andere hieß die „**Poinschil**“ und wurde von den aus Polen und Galizien

ausgewanderten Juden aufgesucht. Das war die Mehrheit der Tarutinoer Juden. Daneben gab es noch die „Große Synagoge“, die „**Zelucheschil**“ (luchess sind die Gesetzestafeln), und eine Schil für die „**Gwirim**“, die Reichen, Vornehmen und Erfolgreichen. **Vier Synagogen in Tarutino!** So ein Luxus! In Arzis gab's nur eine. Und jede Synagoge hatte ihr eigenes rituelles Schlachthaus mit eigenem rituellen Metzger.

Ich vermute, dass die aus verschiedenen Ländern eingewanderten Juden ihre unterschiedlichen Traditionen pflegen wollten. Aber eine Tradition feierten alle gleich: Den Beginn des Sabbats am Freitagabend nach Sonnenuntergang.

Von Daniel Kräenbring habe ich die bessarabische Version eines bekannten jiddischen Gedichtes. Es handelt vom Glücksgefühl eines Juden, das er am Freitagabend empfindet, wenn er den Sabbatbeginn feiert. Mir ist dieses Gedicht bis heute nicht aus dem Kopf gegangen:

fratig af der nacht

- Freitag am Abend

a jejder jid is a mejlach

- ein jeder Jude ist ein König

jejdes winkele lacht

- jeder Winkel lacht

a jejder jid is frejlach

- alle Juden sind fröhlich

frier a schtikele fisch

- zum Anfang ein kleines Stück Fisch

nuchdem a glejsale wan

- danach ein Gläschen Wein

git ejr ir a kisen

- gibt er ihr einen Kuss

glach in pesk aran

- direkt auf den Mund

Wem gehört Tarutino? Das ist natürlich keine ganz ernsthaft gestellte Frage. Heute gehört es ukrainischen Staatsbürgern unterschiedlicher Nationalität. Bevor die Deutschen kamen, sollen dort Tataren gelebt haben. Die Siedlung hat Anciokrak geheißt. Seltsamerweise haben die Juden diesen alten Ortsnamen beibehalten. „**indser stejtl antschiokrak**“ würde die Überschrift „Unsere Stadt Tarutino“ auf Jiddisch lauten.

Wenn meine Oma von Anschakrak gesprochen hat, wusste ich nie so recht, wie weit dieser Ort von Tarutino entfernt ist.

Weitere Artikel werden in den nächsten Mitteilungsblättern folgen.



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite
des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306>

Bilder des Monats März 2021

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator www.bessarabien.de*

200-jähriges Gründungsjahr von Katzbach (heute Luzhanka) in Südbessarabien im Jahr 2021 – Teil II

Teil 1 finden Sie im Mitteilungsblatt Februar 2021, S. 3f.

ULRICH DERWENSKUS

Im Jahr 1923 wurde die alte Kanzlei in der Dorfmitte von Katzbach abgerissen und durch einen robusten neuen Bau ersetzt, welcher im August 1924 bezugsfertig war.

Im Jahr 1985 stand das Gebäude noch, mittlerweile existiert es aber nicht mehr. Ungefähr an dieser Stelle stand im Jahr 2010 eine Art „Bibliothek“, mit einem sehr überschaubaren Bücherangebot. Auf den ersten Blick handelte es sich dabei um Ausstellungsstücke, die von den einstigen Helden des Sozialismus und dem Fortschritt durch den Kommunismus handeln. Ob diese „Bibliothek“ noch vorhanden ist entzieht sich meiner Kenntnis, denn als ich im Oktober 2017 das letzte Mal dort war, ist sie mir nicht mehr aufgefallen.

Nicht unerwähnt sollte auch bleiben, dass es früher ein Wirtshaus in Katzbach gab. Der Besuch eines solchen galt in Bessarabien aber eher als Schande denn als Kommunikationsort und sozialer Mittelpunkt. 1920 wurde der erste Konsumladen, der Lafke, gegründet. Zuvor musste man in den benachbarten Dörfern zum Einkaufen fahren.



Die leerstehende Dorfkanzlei in Katzbach im Jahr 1978. Fotoquelle unbekannt

Auch dieses Gebäude steht heute nicht mehr, im Jahr 2011 war an der Stelle nur noch ein großer Ziegelsteinhaufen erkennbar, offenbar war es kurz zuvor abgebrochen worden.

Bei der Umsiedlung 1940 hatte Katzbach insgesamt vier Lebensmittelgeschäfte. Es gehörten auch zwei Windmühlen, eine Dampfmühle und eine 1929 gegründete Molkerei zum Dorf.

Der ganze Stolz der Katzbacher Einwohner war aber die in der Dorfmitte befindliche Kirche. Sie wurde in den Jahren 1893–1894 errichtet und verfügte über



Der Konsum in Katzbach Foto Bess. Verein



Das Gebäude 1989 Foto privat

600 Sitzplätze. Allerdings wirkte der damals vorhandene Kirchturm, als wenn er nicht ganz fertig gestellt worden sei. Er sollte noch höher ausgebaut werden, das Geld und die Planung waren vorhanden, dann kam aber die Umsiedlung im Jahr 1940 dazwischen und somit wurde nichts mehr daraus.

Ich konnte in Erfahrung bringen, dass die 1907 eingebaute Orgel aus Ludwigsburg in Deutschland stammte und von der sehr bekannten Firma Walker hergestellt worden ist.

Zuvor hatte diese Firma in die Kirche von Alt-Elft eine Orgel eingebaut und sehr wahrscheinlich haben die Katzbacher deshalb ebenfalls diese Firma beauftragt.

Im Kirchengarten hatte man Apfelbäume angepflanzt, was im Frühjahr zur Blütezeit sicher ein prächtiger Anblick gewesen sein muss. Die Apfelernte wurde an arme Familien des Dorfes verteilt.



Windmühle in Katzbach Foto aus dem Buch Katzbach

Katzbach gehörte bis 1840 zum Kirchspiel Arzis, danach bis 1940 zum Kirchspiel Alt-Elft. Frau Elisabeth Anders, geb. Riedel, erzählte mir im Jahr 2013, dass die



Die schöne Katzbacher Kirche

Foto Bess. Verein



2017 erinnert kaum mehr etwas daran

Foto U. Derwenskus



Alter Brunnen im Unterdorf 2009

Foto U. Derwenskus

Katzbacher Konfirmanden bis zum Schluss in Alt-Elft unterrichtet worden sind, die Konfirmationsfeiern aber in der Katzbacher Kirche stattgefunden haben. Der Kirchturm wurde Anfang der 1950er Jahre abgerissen, so wie es bei fast allen deutschen Kirchen in Bessarabien der Fall gewesen ist.

Nach der Umsiedlung ist die Kirche zweckentfremdet genutzt worden, u.a. als Getreidespeicher und Kultur-/Clubhaus. Lediglich die gusseisernen Öfen im Inneren der Kirche sind noch aus deutscher Zeit übrig geblieben und vorhanden. Dies erzählte mir ebenfalls Elisabeth Anders, geb. Riedel, die als eine der ersten Katzbacher schon im Jahr 1989 ihr altes Heimdorf besuchte.

Die Kirche macht heutzutage einen sehr traurigen und völlig verwahrlosten Eindruck, von außen erinnert so gut wie nichts mehr an ein Kirchengebäude.

Eine entscheidende Rolle für die Dorfbewohner spielte die Trinkwasserqualität.

Sie war in Katzbach sehr unterschiedlich. Im Unterdorf war das Wasser der dortigen Brunnen nicht genießbar, so bitter ist es gewesen. Es konnte nur zum Viehtränken verwendet werden.



Friedhof in Katzbachkurz vor der Umsiedlung

Foto U. Derwenskus



Friedhof in Katzbach 2017

Foto U. Derwenskus

Im Oberdorf hingegen gab es einige Brunnen mit gutem Trinkwasser. Die Bewohner des Unterdorfes hatten lange Wege zurückzulegen, um sich ihr täglich benötigtes Wasser vom Oberdorf aus den dortigen Brunnen zu holen.

Wie mir meine Mutter Herta Derwenskus, geb. Stock, berichtete, verfügte Katzbach bis zur Umsiedlung über keinen elektrischen Strom. Sie musste als kleines Mädchen immer zum Kaufmann Andreas Knopp den langen Weg entlang der Dorfstraße gehen, um Petroleum für die Lampen zu holen.

Der Friedhof von Katzbach liegt an einer nach Westen gelegenen Anhöhe. Er war

in den deutschen Jahren sehr gepflegt, denn das Andenken an die Verstorbenen wurde von den sehr christlichen Familien in hohen Ehren gehalten.

Unter jeder Menge Unkraut, dem „Burjan“, und dornigem Gestrüpp sind heutzutage noch eine Vielzahl, zum größten Teil umgestürzter oder umgeworfener Grabsteine mit den in Katzbach geläufigen Namen aufzufinden. Leider sind aber bei der größten Anzahl die Inschriften nicht mehr lesbar oder sie liegen mit den Personenbeschriftungen nach unten auf der Erde.

Vergleicht man die Friedhöfe bei uns damit, wird den Ahnen in Katzbach, und natürlich auch in anderen ehemaligen deutschbessarabischen Orten, ungewollt zumindest diesbezüglich ein sehr langes Andenken zu Teil. Auf unseren Friedhöfen in Deutschland wären solch alte Grabsteine meistens schon entfernt worden.

In Katzbach standen an den beiden parallel zueinander verlaufenden Dorfstraßen die Kolonistenhäuser. Stolz zeigte jeweils die Giebelseite zur Straße, davor die schneeweißen, in jedem Frühjahr frisch geweißelten Hofmauern die im Strahlen der Sonne die Augen blendete. Davor standen die unvermeidlichen Bänke, auf denen so manches „Schwätzle“ gehalten wurde.

Die Erde bebte in Katzbach ziemlich regelmäßig und kurz nach der Umsiedlung



Schwätzle uff'm Bänkle in Katzbach damals ...

Foto aus dem Buch Katzbach



... und heute

Foto U. Derwenskus



Dorfstraße kurz vor der Umsiedlung

Foto Bess. Verein

im Jahr 1940 gab es ein starkes Erdbeben, dem die meisten Häuser des Unterdorfes zum Opfer fielen. Dort stehen heute nur noch vereinzelt einige Häuser. Nach 1945 sollen viele Baustoffe der Katzbacher Häuser von den Bewohnern umliegender Dörfer dorthin verbracht worden seien, um sie weiter zu verwenden.

Nach Angaben der im Jahr 2010 befragten Bewohner hatte Luzhanka zu diesem Zeitpunkt knapp 300 Einwohner, die als Erstwohnsitz dort gemeldet waren. Die jüngere und mittlere Generation arbeitete allerdings an anderen Orten in der Ukraine oder in der ganzen Welt, sodass vorwiegend nur ältere Personen und Kinder ständig in Luzhanka wohnhaft waren. Die auf den Hofstellen lebenden Dorfbewohner setzten sich aus Bulgaren, Moldauern und Gagausen zusammen.

In den Jahren meiner Besuche von Katzbach, 2009–2017, fehlten immer mehr Wohnhäuser. Es ist unvorstellbar, wie schnell der Verfall des Dorfes voranschreitet. Es hat ein stetiger Niedergang eingesetzt, Katzbach ist ein offensichtlich sterbendes Dorf ohne jegliche Zukunft geworden.

Teil III folgt in einer der nächsten Ausgaben des Mitteilungsblattes.



Alte Dorfstraße in Katzbach mit Kirche und Schule

Foto Bess. Verein



Heutzutage sieht man in Katzbach/Luzhanka sehr viele im Verfall begriffene Hofstellen

Foto U. Derwenskus

Die Dezentralisierungsreform in der Ukraine

KARL-HEINZ ULRICH

Die Ukraine hat mit den Wahlen am 25. Oktober 2020 eine schon 2013 begonnene umfassende Gemeindegebietsreform abgeschlossen. Bei dieser Wahl wurden die Bürgermeister der Gemeinden (Hromadas) sowie die Räte auf den Ebenen der Kreise (Rajone) und Oblaste (wie Regierungsbezirke) gewählt. Anstelle der alten kleineren Rajone (Kreise) und der Städte, die den Rang eines Oblastes hatten, wurden neue Großrajone gebildet.

Das Ziel der Reform war, im ganzen Land ausreichend große Gemeinden zu bilden, die in der Lage sind, eigene und von der oberen Ebene übertragene Aufgaben eigenständig zu erledigen. So soll die

Bedeutung der lokalen Ebene wachsen, während der Einfluss des Präsidenten, der Regierung und der national organisierten Parteien auf die Gemeinden abnimmt, eine Angleichung an europäische Entwicklungen.

Hintergrund

Die Ukraine hatte aus der Sowjetzeit eine überzentralisierte und ineffiziente staatliche Organisation mit geringer Bürgerfreundlichkeit und wenig Partizipation geerbt. Mit dem Beitritt zur „Europäischen Charta der kommunalen Selbstverwaltung“ hatte sich Kiew schon 1997 verpflichtet, eine echte Selbstverwaltung nach europäischem Vorbild einzuführen. Das wurde aber nicht ernsthaft angegangen.

Viele Gemeinden hatten keine eigene Verwaltung der ihnen zugeordneten Finanzmittel. Die Verwendung der Mittel oblag bisher den Rajonen. Die Rajone hatten zwar einen gewählten Rajonrat (Kreisrat). Trotzdem hatten sie keine echte Selbstverwaltung. Die Aufgaben erledigte die staatliche Verwaltung, die Administration des Rajons, die Kiew direkt unterstellt war.

Künftig wollte man eine **flächendeckende funktionsfähige Selbstverwaltung**. Durch sie sollten die regionale Demokratie und die Bürgerbeteiligung gestärkt werden. Dafür mussten erst einmal größere und leistungsstärkere Gemeinden gebildet werden. Sie sollten, um ihre Aufgaben wahrnehmen zu können, mit aus-

reichenden eigenen Finanzmitteln ausgestattet sein, die sie selbst verwalten und deren Verwendung sie selbst beschließen könnten. Auch sollten ihnen zusätzliche administrative Kompetenzen übertragen werden, die vorher bei Kiew lagen.

Dezentralisierung und kommunale Selbstverwaltung waren zentrale Forderungen in der „Revolution der Würde“ von 2013/2014. Am 1. April 2014 beschloss die neue Regierung ein umfangreiches Reformprogramm. Die erste Stufe waren 2015 neue gesetzliche Bestimmungen, die freiwillige Zusammenschlüsse der unteren lokalen Einheiten ermöglichten und sie mit mehr eigenen Mitteln ausstattete. Dazu gehörten insbesondere ein Anteil von 60% an der Einkommensteuer, eine direkte Beziehung zum Staatsbudget sowie zusätzliche Kompetenzen zulasten der Rajone. Diese befürchteten einen Bedeutungsverlust und versuchten, den Prozess der Reformen zu verlangsamen. Bei der Bevölkerung waren diese bisherigen Reformen populär, sah man doch die Vorteile auf der kommunalen Ebene.

Die Dynamik der Reform führte dazu, dass Ende 2019 schon über die Hälfte der Bewohner auf dem Lande in den freiwillig fusionierten Gemeinden lebte. Das entsprach etwa einem Viertel der Gesamtbevölkerung. Hinzu kam die Bevölkerung in den Städten mit Oblast-Bedeutung, die fast die Hälfte der Gesamtbevölkerung ausmachte.

Reformprozess

Diese unvollendete Reform erbten der neugewählte Präsident Selenskyj und seine Partei Sluha Narodu. Das neue Parlament schloss in weniger als einem Jahr die Gemeinde-Gebietsreform mit **Zwangsfusionen** ab. Man konnte dabei auf die Vorarbeiten der Vorgängerregierung zurückgreifen. Die Widerstände der betroffenen Bürger hielten sich, wegen der Corona-Pandemie, in Grenzen. Die neue Gebietsstruktur scheint handwerklich im Großen und Ganzen gut gelungen.

Für den Abschluss der Selbstverwaltungsreformen sind weitere Verfassungsänderungen erforderlich, die die Selbstverwaltung definieren und gegen Übergriffe von oben schützen, sowie einfache gesetzliche Änderungen, insbesondere in den Bereichen:

- Innere Gemeindestruktur
- Lokale Staatsverwaltung
- Eindeutige Aufgabenverteilung zwischen den Ebenen und die
- Weiterentwicklung des kommunalen Finanzsystems.

Ergebnisse der Gebietsreform

Auf der *unteren Verwaltungsebene* waren es vor der Reform 10.988 Dörfer, Siedlungen und Städte. Jetzt sind es nur noch 1.438.

Auf der *mittleren Ebene* gab es vorher 476 Rajone (Kreise), jetzt sind es nur noch 119.

Vorher gab es 175 Städte, die den Rang eines Oblasts hatten. Davon gibt es jetzt keine mehr.

Als *obere Ebene* gilt weiterhin nur die Hauptstadt Kiew. Sie gilt als Stadt mit Sonderstatus.

Die Auswirkungen der Dezentralisierungsreform auf das Leben der Menschen in Bessarabien

Nach Darstellung der Regierung hat die Reform für die Verwaltung offensichtliche **Vorteile**. Für das Leben der einfachen Bevölkerung auf dem Lande hat sie aber auch gravierende **Nachteile**.

Das kann man auch in Bessarabien sehen: Im Zuge der Verwaltungsreform ist das gesamte Odessaer Gebiet (dazu gehört Bessarabien) neu aufgeteilt worden. Die Rayone Arzis, Tarutino und Töplitz wurden am 17. Juli 2020 aufgelöst und dem (nun größeren) Rayon Bolgrad zugeordnet. Damit waren sowohl die Leitung als auch die Bevölkerung dieser Orte unzufrieden. Man wandte sich ans Gericht und legte dar, welche Nachteile die Bürger durch diese Veränderungen nun hätten. Alle Kranken müssten ab jetzt in das wei-

ter entfernte, zentrale Krankenhaus nach Bolgrad transportiert werden. Auch alle maßgeblichen Ämter sind jetzt zentral dort angesiedelt. Viele Leute könnten den Weg dorthin nicht zurücklegen.

Weitere Nachteile ergeben sich besonders für die Rentner, weil laut der Reform nun in vielen Orten Bessarabiens Postfilialen geschlossen werden. Früher brachten die Briefträger die Renten. Das macht die Post jetzt nicht mehr. Viele müssen nun in größere Orte fahren, um ihre Renten abzuholen.

Viele Leute bezahlen auch ihre Rechnungen für Gas, Wasser und Strom bei der Post, weil dort die Gebühren niedriger sind als bei den Banken. Und im Unterschied zu den Postfilialen gibt es noch viel weniger Bankfilialen in den Orten Bessarabiens.

Nach Medienberichten sieht die Mehrheit der Menschen der Ukraine die „Dezentralisierungsreform“ eher als eine „Katastrophe“, denn als eine Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Es gab schon einmal eine Zentralisierung der Kliniken im Lande. Diese Reform nennt man im Volksmund „Doktors Tod“. Denn etliche Krankenhäuser, auch psychiatrische, wurden geschlossen. Die medizinische Versorgung hat sich dadurch gravierend verschlechtert. So nimmt u.a. die Zahl der an Tuberkulose Erkrankten in der Ukraine wieder zu.

Der Einspruch hat nicht dazu geführt, dass die Zentralisierung für Bessarabien zurückgenommen wurde.

Leserbrief



Mein lieber Freund Albert, zu Deinem 91. Geburtstag am 14.02.2021 alles Liebe und Gute, sowie ganz viel Gesundheit!

Vor 91 Jahren wurdest du als erstes von vier Kindern in Hirtenheim geboren. 1940 machte sich deine Familie auf den langen Weg ins damalige Deutsche Reich. Nach einem Jahr Lagerleben bekam ihr in Westpreußen einen Hof zugewiesen. Nach nur vier Jahren wurdet ihr dort von der Roten Armee vertrieben und habt in Butjadingen zunächst eine Bleibe gefunden. Nach der Rückkehr deines Vaters wurde dann in Munster ein Haus gebaut und ihr hattet eine neue Heimat.

Dich zog es aber wegen des Arbeitsmangels direkt nach

Amerika. Mit unglaublichem Ehrgeiz hast du dort in einer Möbelfabrik begonnen und hast diese nach einigen Jahren zusammen mit deiner Frau übernommen. Nach Aufgabe der Firma habt ihr euch in Arizona im Rentenalter einen schönen Ruhesitz zugelegt. Mit Deinen über 90 Jahren bist du immer noch in der Kirchengemeinde Bull-Head Citi aktiv.

Auf der geplanten Reise nach Hirtenheim wird dein Sohn Siegfried, stellvertretend für dich, die Ehrenbürgerschaft entgegen nehmen und einen Baum pflanzen lassen.

Bei Rückfragen erreichen sie Albert Lemke unter folgender Telefonnummer: +1 928 704 0022

Emmental (Pervomaisc): Aktuell

WERNER
SCHABERT

Der vereinbarte Treffpunkt in Emmental war die überdachte Bushaltestelle am Ortseingang nahe Kirche und Primaria. Die ehemalige Lehrerin des Ortes erwartete uns schon.

Es war unser erster Besuch in diesem etwas abgelegenen Dorf in der heutigen Republik Moldau und die Anfahrt gestaltete sich recht abenteuerlich. Wir kamen von Chimislia und passierten eine nicht enden wollende Schotterstraße, die unserem PKW alles abverlangte.

Frau Ludmila Caras Telefonnummer hatte durch eine frühere Recherche den Weg in meine Kontaktliste gefunden und sollte mir nun gute Dienste erweisen. Eine bessarabiendeutsche Familie hatte dieses Jahr angefragt, ob ich für sie eine Reise mit Schwerpunkt in den ehemals katholischen Ort Emmental in Moldawien organisieren könnte.

Wir bereiten unsere Reisen immer sehr akribisch vor und versuchen möglichst wenig dem Zufall zu überlassen. So unterbreiteten wir der sympathischen Lehrerin Ludmila unsere Vorstellungen und konnten sie für die Vorbereitung des Dorfbesuches, der zwei Monate später stattfinden sollte, begeistern und motivieren. Sie übernahm gern diese Aufgabe und versprach eine uns überzeugende Organisation in den Punkten Führung, Programm, Übernachtung und Verköstigung.

Nun war es soweit: Bei angenehmen Temperaturen und sonnenbestrahlten Schönwetterwolken fuhren wir an diesem frühen Oktobertag zur verabredeten Zeit in Pervomaisc ein und stoppten vor der Primaria (Bürgermeisteramt), wo Ludmila und der Primar uns schon in Festtagsgarderobe erwarteten.

Bürgermeister Valerij Kurutch bat uns in seine Amtsstube, ließ einen kleinen Begrüßungsimbiss servieren und stellte uns seinen Ort in Wort und Zahlen vor. Emmental hat heute 650 Bewohner, davon 89 Kinder, wovon wiederum 40 Kinder den örtlichen Kindergarten besuchten. Die Schule in Emmental ist seit 2009 geschlossen und die schulpflichtigen Kinder besuchen die Lehranstalten in den größeren Nachbardörfern Konstantinivka und Cainari.

In Pervomaisc gibt es zwei ätherische Ölpflanzenwerke und mehrere landwirtschaftliche Betriebe, sowie auch ein kleines Krankenhaus und zwei Einkaufsläden.

Nach diesen ersten Informationen und Eindrücken begeben wir uns in die nahegelegene alte deutsche Kirche, wo uns bereits un-



Vorführung im Kultursaal



Typisches Wohnhaus in Emmental

geduldig der Pope Michail Gudumac erwartet und uns dann stolz und dankbar seine Wirkungsstätte zeigt und erklärt.

Große Teile der erst 1937 erstellten und geweihten katholischen Kirche „Zum Heiligen Kreuz“ sind dank aufwendiger Restaurierungs- und Renovierungsarbeiten in einem guten Zustand, wobei der Kirchturm wie bei vielen anderen deutschen Kirchen in Bessarabien auch hier nach 1940 abgerissen wurde und das Kirchenschiff in einen Lagerraum und später in einen Tanzclub umgewandelt wurde.

Die Inschriften der alten deutschen übriggebliebenen Grabsteine sind kaum noch zu entziffern. Dafür ist jedoch die weitsichtige Rundblicklage des Friedhofs allemal den etwas atemraubenden Aufstieg wert. Aus dieser Perspektive wirkt Emmental als Inbegriff eines grünen Dorfes.

Ludmila hat ein Haus in der Ortsmitte für uns bereitgestellt, in dem emsige Hände bereits ein typisch moldauisches Mittagmahl für uns zubereitet und aufgetischt haben. Alle sind davon begeistert und strahlen Zufriedenheit und Vorfreude aus. Zu recht. Sogar die Erholungspause nach dem köstlichen Mahl fand in Ludmilas Organisationsplan Berücksichtigung und so konnten wir danach alle zufrieden unsere Erkundungen fortsetzen.

Ein deutsches Haus mit Rundbogenkeller und original deutschem Brunnen mit gutem Trinkwasser stand auf dem Programm. Gastfreundliche Menschen in der dritten Generation leben hier seit den 50er Jahren und haben das Haus in ein gemütliches Heim verwandelt. Beim unvermeidlichen Begrüßungsimbiss mit Arbusen, Weintrauben, Placinten und erfrischenden Getränken in der guten Stube glaubt man sich in einer Zeitschleife der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu befinden.

Die geplante Fahrt an den Emmentaler See muss leider entfallen, denn die Dämmerung hat schon eingesetzt. Ludmilas Besuchsprogramm nimmt aber nun erst richtig Fahrt auf. Es geht zum „Frischmachen“ zurück in unsere Herberge. Der neue Treffpunkt ist das Kulturhaus. Wir bekommen eine Uhrzeit und eine Taschenlampe, sowie den Hinweis, dass uns eine große Überraschung

erwartet – wir sind gespannt.

Es gelingt uns dank der Taschenlampen und einer ausführlichen Wegbeschreibung (Herberge 200 Meter geradeaus) trotz massiver Dunkelheit die Eingangstür des Kulturtempels zu finden, öffnen die Tür und sind erstmal überwältigt.

Der Saal mit Bühne hat etwa die Form einer groß dimensionierten Zigarrenkiste und ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Nur die ersten zwei Reihen vor der Bühne sind frei und müssen wohl für uns reserviert sein. Unter anhaltendem Beifall blicken lächelnd alle Besucher auf uns, bis wir unsere Plätze erreichen. Nun geht es los!

Der Bürgermeister und Ludmila halten noch eine Begrüßungsrede, bevor die Bühne freigegeben wird. Unsere deutschen Gäste machen schon einen leicht verunsicherten und nervösen Eindruck.

Fünf einheimische Damen in russischer Tracht tragen uns tänzelnd zwei Lieder in russischer Sprache vor. Danach sehen wir vier weitere Damen und einen Akkordeonspieler in moldauischen Folklorekostümen, die uns bei musikalischer Begleitung temperamentvoll weitere Lieder vortragen.

Unter großem Beifall verabschieden sich die Kulturgruppen und Ludmila betritt die Bühne. Sie hat sich etwas Besonderes für die deutschen Gäste überlegt und eingeübt. Unter dem Oberbegriff „Rezitation“ trägt sie nun Auszüge großer Dichter und Autoren wie Franz Kafka, Heinrich Heine, F. Schiller und J.W. Goethe in deutscher Sprache vor.

Das Publikum spendet nach jedem Vortrag eifrig Beifall, obwohl höchstwahrscheinlich keiner außer uns Deutschen die Sprache versteht. Danach wird zusammen mit den Künstlern, den Ortsvorständen und dem Veranstaltungskomitee zum Empfang in einen der Nebenräume gebeten. Die Tische sind wieder üppig mit Speisen und Getränken gedeckt und gesellige Gemütlichkeit lässt die Zeit wie im Fluge vergehen, bevor unsere Taschenlampen uns zur Herberge zurückführen.

Nach einer ruhigen, gemütlichen Nacht und einem guten Frühstück verabschieden wir uns von diesem schönen Dorf und fahren weiteren schönen Orten entgegen.

Unser Dank gilt allen Dorfbewohnern von Pervomaisc, die geholfen haben, uns diesen schönen Tag zu bereiten und vor allem der Lehrerin Ludmila Cara, der wir diese hervorragende Organisation zu verdanken haben. Es wird nicht unser letztes Treffen gewesen sein.

Emmental: Historie

WERNER SCHABERT

Der genaue Zeitpunkt des Aufbruchs einiger Familien der bessarabischen Ortschaft Krasna ist nicht überliefert, wird sich jedoch um 1880 ereignet haben. Der Grund dieses Aufbruchs war, wie auch in vielen anderen deutschen Dörfern, die existentielle Landnot. Es taten sich 36 Familien zusammen, zogen ostwärts und ließen sich bei Wolontirofka auf einer Steppe, Patrukas genannt, nieder, gründeten ein kleines Dorf und nannten es Marienfeld, amtlich „Schalier“ genannt.

Sie hausten da einige Jahre in Lehmhütten. Es ging ihnen sehr schlecht, denn der Boden war gering und sie hatten eine Missernte nach der anderen. Der Ort wurde oft von Räuberbanden überfallen. Zuletzt bekamen sie Streit und wurden uneins. Einer gab dem anderen die Schuld, dass sie aus Krasna weggezogen waren. So trennten sie sich. Einige zogen wieder zurück nach Krasna, aber die Mehrheit, und zwar 25 Familien, zogen einige Tagesreisen weiter Richtung Norden. Ihre kleine Ortschaft Marienfeld verschwand mit der Zeit wieder von der Erdoberfläche.

Plötzlich tat sich vor den Aussiedlern eine große Ebene, ein schönes, großes, weites Tal auf. Sie ließen von der Höhe ihre Blicke talauf- und talabwärts schweifen und gewahrten in der Nähe eines Baches einen Brunnen und eine Schäferhütte, namens Koschary. Sie fuhren den Hang hinunter bis zu dem Brunnen und machten dort Rast.

Inzwischen kam der Schäfer mit seinen Schafen aus einem Seitental, wo er an der Anhöhe seine Schafe geweidet hatte. Als er merkte, dass sich am Brunnen bei seiner Hütte ein Treck niedergelassen hatte, kam er mit seinen Schafen an den Brunnen zur Tränke. Er hatte 4 000 Schafe und 18 große, wilde Hunde. Er besah sich die Leute misstrauisch, denn es war wirklich eine Seltenheit, hier Menschen zu begegnen. Sie gaben ihm dann etwas Tabak und luden ihn ein zur Vesper, dann wurde er gesprächig. Sie konnten so viel herausbekommen, dass das Land einem gewissen Krupenski gehörte, der in Petersburg am kaiserlichen Hof Kammerdiener sein sollte. Die Deutschen sagten dem Schafhirten, dass sie hier siedeln wollten. Da meinte er: „Die Berghänge gehören mir und auf der Ebene kann man nichts anbauen, denn das Unkraut überwuchert alles“. Doch er hatte sich mit den Deutschen verrechnet.

Die Landsuchenden siedelten sich am Bach entlang an. Sie schickten einen Mann mit einem Brief in die Gebietsstadt Kischinew, der die Adresse trug: Alexander Krupenski, Petersburg, und von dort das Schreiben



Emmental 1886



Emmental Kirche

nach Petersburg weiterleiten sollte. Danach machten sich die deutschen Siedler an die Arbeit. Sie brannten das Steppengras nieder, bauten sich Lehmhütten auf und fingen an, die jungfräuliche Erde aufzubrechen. Es war schöne schwarze Erde und fruchtbarer Boden. Etwas Samen hatten sie mitgebracht, sie bauten dazu noch etwas Gerste und Mais an.

Das war im Frühjahr 1886. Inzwischen vergingen drei Jahre. Das Ackerfeld wurde immer mehr ausgedehnt. Da kam endlich ein Brief aus Petersburg von Herrn Krupenski an. Er schrieb folgende Antwort: „Mein Land reicht von Kainari bis Bender (35 km lang, mit einer Breite von 15 km). Sie können siedeln wo sie wollen und können so viel Land benutzen, wie sie wollen. Für jede Deßjatine Land die, sie benutzen, muss mir eine Pacht von 80 Kopeken bezahlt werden. Es freut mich, dass es deutsche Bauern sind, die mein Land besiedeln. Ich wünsche Euch viel Glück auf meiner Scholle! Alexander Krupenski, am kaiserlichen Hof“.

So entstand das Dorf Emmental im Jahre 1886. In dem Pachtvertrag mit dem Fürsten Alexander Krupenski war festgelegt, dass die neue Gemeindegründung zum Gedenken an seine erst kürzlich verstorbene Tochter Emmentina „Emmental“ genannt werden sollte.

Die Siedler machten gute Fortschritte und auf dem Boden gedieh alles was sie anbauen. Es wurde angebaut im Herbst: Winterweizen, Roggen und Wintergerste; im Frühjahr: Gerste, Hafer, Sommerweizen, Kartoffeln, Mais, Hirse, Raps, Flachs, Wassermelonen, Zuckermelonen, Kürbis, Sonnenblumen, Tomaten, Gurken, sowie Kohl und andere Gemüsearten. Später kamen Obstbäume dazu: Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Kirschen, Aprikosen und Pflaumen. Am meisten brachte die Aprikosenernte ein. Auf der Dorfstraße, entlang der beiden Häuserreihen wurden Akazienbäume gepflanzt, so auch im Hof. An den Berghängen hinter dem Dorfe entstanden schöne Weinberge.

Der Viehbestand der Siedler konnte in kurzer Zeit bedeutend erhöht werden, denn sie hatten Weide und Futter im Überfluss.

Doch es gab auch da Rückschläge. An Viehseuchen und Rotlauf unter den Schweinen ging viel Vieh zugrunde, denn Mittel gegen diese Krankheiten gab es in der damaligen Zeit noch nicht. Nach und nach verschwanden die Lehmhütten, und an ihrer Stelle entstanden Häuser aus Lehmziegel. Die Ziegel wurden aus Lehm und Stroh gepresst. Das Dach wurde mit Steppenrohr abgedeckt. Steine gab es in der Emmentaler Landschaft nicht. Das Unkraut wurde immer weiter zurückgedrängt. Mit ihm verlor auch der Schäfer an Weidegrund. So entstand immer mehr fruchtbares Land.

Im Jahre 1908 kaufte Emmental sein Pachtland vom Fürsten Krupenski. Die Emmentaler bezahlten pro Deßjatine 240 Rubel. Es konnte jeder soviel Land kaufen wie er wollte oder konnte.

Im Jahre 1925 wurde der Grundstein der neuen Kirche gelegt. Finanzielle Engpässe und andere Widrigkeiten verzögerten den Aufbau, so dass erst im Jahre 1937 die neu errichtete Kirche mit ihrem weithin sichtbaren gotischen Turm eingeweiht wurde, die dann zum stolzen Wahrzeichen von Emmental wurde.

Für alle überraschend erfolgte dann die plötzliche Umsiedlung. Am 5. Oktober 1940 früh um 7 Uhr mussten alle am Bahnhof sein. Die Leute nahmen Abschied von allem, was ihnen lieb und teuer war. Sie gingen noch einmal durch ihre Zimmer, die Stallungen und den Hof, alles lag und stand herum. Die Leute weinten und schrien. Die alten Leute beteten mit entblößtem Haupt. Doch es half alles nichts, sie mussten einsteigen und aus ihren Höfen fortfahren. Die Blicke flogen noch einmal zurück und sie sagten: „Ade! Auf Nimmerwiederssehen!“ Dann warfen sie noch einmal einen Blick auf den Friedhof, der am Abhang so friedlich schlummerte, sie nahmen stumm Abschied von ihren lieben, verstorbenen Angehörigen. So fuhren sie zum Dorfe hinaus, dem Bahnhof zu, man schaute noch zurück auf den weißen Kirchturm; der als Wahrzeichen deutschen Fleißes und christlichen Glaubens zurückblieb. Niemand ahnte damals, was ihnen noch alles bevorstand. Sie fuhren in eine dunkle Zukunft.

Neuzugang in unserer Bibliothek

Im Jahr 2014 erschien in Chisinau im Rahmen der Festwoche zum 200. Jubiläumsjahr der Einwanderung deutscher Siedler nach Bessarabien ein Buch zum Thema illustrierte Postkarten verschiedener Orte, Landschaften, Menschen usw. in Bessarabien. In diesem Buch sind Postkarten des ersten „Postkartenausgebers“ in Bessarabien – Alexander-Wilhelm Wolkenberg – abgebildet. Die Autoren des Buches sind Aureliu Ciobanu und Constantin Gh. Ciobanu. Eine ausführliche Vorstellung des Buches wurde im Mitteilungsblatt Juni 2015 veröffentlicht.

Nun erschien im Jahr 2018 von den oben genannten Autoren über die Geschichte der Ansichtskarten von 1896–1917 in Bessarabien ein illustrierter Katalog in rumänischer Sprache, in dem mehr als 900 Ansichtskarten vieler verschiedener Motive aus ganz Bessarabien abgebildet sind. Die Herausgeber der Ansichtskarten – Alexander-Wilhelm Wolkenberg und viele mehr – sind in der nachfolgenden Rezension von Herrn Uwe Konst genannt.

Herr Konst hat guten Kontakt zu den Autoren Aureliu Ciobanu und Constantin Gh. Ciobanu. Wir danken ihm für das wertvolle Buch, das er dem Bessarabiendeutschen Verein geschenkt hat und das unsere Bibliothek bereichert.

Renate Kersting

UWE KONST

**Aureliu Ciobanu,
Constantin Ciobanu:
Istoricul Cartofiliei
Basarabene. Catalog
Catofil Ilustrat. Vol I.
Perioada 1896–1917**

[Geschichte der Ansichtskarten in Bessarabien.

Illustrierter Katalog.

Band I: Zeitraum

1896–1917]; Chisinau: Editura Cartdidact, 2018; 364 Seiten, zahlreiche Abbildungen



Ansichtskarten sind nicht nur Sammelobjekte, sondern haben auch einen hohen dokumentarischen Wert. Diese dokumentarische Bedeutung war der Ausgangspunkt für das Konzept des Katalogs der bis 1917 in Bessarabien erschienenen Ansichtskarten, welcher nachfolgend in der gebotenen Kürze vorgestellt werden soll. Der Handbuch-Charakter ergibt sich einerseits aus der fundierten Einführung und andererseits aus der methodisch untermauerten und akribischen Erfassung der Ansichtskarten.

In der Einführung stellen die beiden Autoren die Geschichte des „offenen Brie-

fes“ dar. Aus dieser Idee haben sich die „Korrespondenzkarte“ (die spätere Postkarte) sowie die Ansichtskarte entwickelt. Im Zarenreich, zu dem Bessarabien damals gehörte, wurde die Postkarte ab 1871 eingeführt. Im zweiten Kapitel wird das Erscheinen der Ansichtskarte als kulturell-geschichtlicher Prozess beschrieben, der von technischen Entwicklungen (Fotografie, Drucktechnik etc.) sowie vom steigenden Kommunikationsbedürfnis insbesondere der Reisenden geprägt ist. Ausführlich behandelt werden die Kriterien zur Klassifizierung von Ansichtskarten sowie die Verbindung von Fotografie und Ansichtskarten.

Das dritte Kapitel widmet sich den Herausgebern sowie den von ihnen produzierten Ansichtskarten. Die Erfassung der Karten erfolgt nach mehreren Kriterien (Drucktechnik, Inschrift auf Vor- bzw. Rückseite, Sprache, Herstellungszeitraum etc.). Da insbesondere in den Anfangsjahren die Ansichtskarten nicht in Chisinau gedruckt wurden, kommen Herstellungsort und Verlag als weitere Kriterien hinzu. Bei gelaufenen Ansichtskarten kann mit Hilfe des Stempeldatums oder handschriftlicher Angaben der Verwendungszeitraum eingegrenzt werden.

Pionierleistungen hat Alexander-Wilhelm Wolkenberg als erster Verleger von Ansichtskarten in Bessarabien vollbracht. Weitere Herausgeber aus den Anfangsjahren bessarabischer Ansichtskarten sind: N. O. Schah, Hermann Poy, A. und I. Glikman, G. B. Scheinberg und Sohn, I. A. Anbinder (mit Ansichten vorwiegend aus Akkermann), S. Litvin in Ismail, Gherscha Moiseyevych Shpizman (mit einem Schwerpunkt bei Karten, die Ansichten aus Bender zeigen), Michal Greim, A. Bühler, T. Markov, Agentur A. S. Suvorin & Co., C. Schchter & Söhne, Aslan (mit Ansichten aus Reni), D. R. Milgarm, S. Pasternak, Evghenii Lanseré, N. Letnik, Pinkus Gherovici (Akkerman), Mejevovski – und andere mehr. Die Stadtregerung (Zemstvo) von Bender hat Ansichtskarten primär zu didaktischen Zwecken herausgegeben. Auf vielen Ansichtskarten ist der Herausgeber nicht vermerkt bzw. konnte auf anderem Wege nicht identifiziert werden. Diese Karten sind ebenfalls aufgenommen; vermutlich auch in der Hoffnung, mit Unterstützung der Leser den Herausgebern auf die Spur zu kommen.

Karten mit Ansichten aus Bessarabien wurden auch in anderen Ortschaften des damaligen Russischen Reiches hergestellt, u.a. in St. Petersburg und Czernowitz. Sogar im

Deutschen Reich wurden Ansichtskarten für Bessarabien produziert.

Alle in den Katalog aufgenommenen Ansichtskarten sind mit ihrer Vorder- und manche mit ihrer Rückseite in Farbe abgebildet. Der Schwerpunkt liegt bei Ansichten der Gebietshauptstadt Chisinau, dabei gibt es auch einige Kuriositäten. So zeigen mehrere Ansichtskarten das Gefängnis der Stadt. Wer mag Karten mit einem solchen Motiv verschickt haben? Überraschend viele Ansichtskarten zeigen Menschen: in Tracht, bei verschiedenen Tätigkeiten oder als Staffage. Manche Abbildungen – wie beispielsweise von Geschäften oder Hotels – haben sicher auch einen werblichen Hintergrund. Im dokumentarischen Sinne besonders wertvoll sind Karten von kleinen Ortschaften oder nicht mehr vorhandenen Gebäuden bzw. ausgestorbenen Tätigkeiten.

Das großformatige und schergewichtige Buch ist in hoher Qualität hergestellt und wird für lange Zeit das Standardwerk zu diesem Thema sein. Der Katalog regt zum Weiterforschen an, noch nicht erfasste Ansichtskarten sollten in einer nächsten Auflage aufgenommen werden. Über Ergänzungen und Korrekturen freut sich der Autor Aureliu Ciobanu; seine E-Mail-Adresse ist cba2004.69@mail.ru.

Der Katalog ist in Chisinau unter anderem im Ethnographischen Museum (<http://www.muzeu.md/>) und vermutlich auch in Buchhandlungen erhältlich. Bei der Beschaffung ist der Autor dieser Rezension (uwe.konst@arcor.de) gerne behilflich – sobald Reisen in die Republik Moldau wieder problemlos möglich sind. Es wäre wünschenswert, dass in weiteren Bänden die ab 1918 erschienenen Ansichtskarten dokumentiert werden. Das Ende des Ersten Weltkriegs brachte grundlegende Änderungen für Bessarabien, die ihren Niederschlag sicherlich auch in der Produktion von Ansichtskarten gefunden haben.



Die beiden Autoren Constantin Ciobanu (re.) und Aureliu Ciobanu (li.) mit dem besprochenen Buch und einem von ihnen verfassten Buch über den rumänischen Nationaldichter Mihai Eminescu

Ä Rondreis durch d Dobrudscha



Wer amol a Rondreis gmacht hat,
von drheim sich mol entfernt,
der hat vielerlei erfabra,
Leit on Dörfer kenna glernt.

Jedes Dörfle hat sei Name,
manchmol wars a fremdes Wort,
doch fr ons waren se alle
lieber, trauter Heimatort.

Malkotsch, onser ältste Siedlung,
von dort hat mr immer ghört,
daß dort kluge Baura lebt hen,
die sich geher d Gwalt hen gwehrt.

Tuftschea war en Donaubafa,
net weit weg vom Schwarze Meer,
hunderte von deutsche Menscha
hen dort lebt, vielleicht noch mehr.

Atmatschea, a rubigs Dörfle,
des zweitälteste im Land,
isch ganz tief im Wald drenn glega,
swar a überall bekannt.

Tschukurow war gleich drneba,
d Leit hen gred, fascht alle platt.
Die hen aber ganz am Anfang
mit em Wald zu kämpfe ghat.

Plogt hen sich die Tuwakbaura
in dem kleine Ortachioi,
wer zu Land hat komma wöllä,
der hat müssa fleißig sei.

On in Katalui, dort kriegt mr
frische Butter, frischer Schmand,
als berühmte Spinnradmacher
waren selle Leit bekannt.

In dem schöne Tariwerde
waren d Stroßa grad on breit,
stattlich waren dort die Häuser,
stolz on freindlich waren d Leit.

Kotschalak, des war schon größer,
dort hats viele Stroßa geba
on en Markt on Kaffeehäuser,
die Leit hen was ghat vom Leba.

Abseits so uf kargem Boda
war des Dörfle Kolelie,
ob die Leit zufriede waren,
des verrotten se jo nie.

Die Karamurater Baura
waren stolz uf ihre Tracht,
d schönste Rösser hen se gfabra,
ihre Kirch, des war a Pracht.

Wer in Großpalas drheim war,
hat vrdient on a viel gschafft,
aber dann, im lange Winter,
sich sei Leba schöner gmacht.

Kodschealie, des war so sauber
wie kei Dorf im ganze Land,
d Häuser waren immer gweißelt,
d Wegla waren gstreut mit Sand.

Rubig, eifach on bescheida,
warn die Leit von Horoslar,
weil en reicher Mann vom Dörfle
immer ihre Vorbild war.

So am Rand, dicht bei Konstanza
liegt a noch Anadolchbioi,
gut Deutsch hen d Leit nemme könnä
on hen gsagt: „aşa i la noi“.

Neue Weingärta, die Siedlung
war en Vorort von dr Stadt,
d Leit hen sich was leischta könnä,
im Haus hen se s nobel ghat.

Tekergbiol, des kleine Stüdtle,
an dem See on dicht am Meer,
die Leit hen sich immer gwonscha:
„Wann's doch immer Sommer wär.“

Wenig Deutsche hat mr gfonda
in dem große Murfatlar,
wo doch so en schöner Bahnhof
on so guter Wei dort war.

In dr Mitt von dr Dobrudscha
liegt des Dörfle Alakap,
nur den Fleiß, wo die Leit ghat hen,
legen se noch lang net ab.

Luschtig on vrgnügt beim Schaffa
waren die Leit von Karatai,
die hen baut on gsäet on gackert,
waren alle schuldafrei.

Fachrie war a bsonders Dörfle,
weil s dicht an dr Donau liegt,
guter Wei on süße Trauba
hat mr nur in Fachrie kriegt.

Wer nach Kobadin isch komma,
der hat denkt, des isch a Stadt,
mr hat gsagt, des sen die Fromme,
dort war halt a s Pastorat.

Dann Ebechbioi on Omurtscha,
die zwei Dörfla sen net groß;
was dort Schönes war zu seha,
des war nur die schön deutsch Stroß.

Reiche Leit on große Güter
waren nur in Sofular,
arme Baura waren traurig,
weil s für sie kei Zukunft war.

Zäbe Baura waren blieba
in dem Dörfle Atschemler,
ihre Gründer sen fort zoga,
weil s für sie nix Rechtes wär.

Gedichte von Alida Schielke- Brenner



Wir freuen uns heute, im zweiten Teil
der Gedichte von Alida Schielke-
Brenner, auch ein Bild veröffentlichen
zu können. Es zeigt die Dichterin im
Alter von etwa 60 Jahren.

Heinz-Jürgen Oertel

Künschtler waren d Sarioler,
dort kann mr die Frauä loba,
feine Wolle hen se gsponna
on sich schöne Blachta gwoba.

On die schöne Klingerwäga
hen in Mamuslie laut klonga,
on die allerschönste Lieder
hen nur d Mamuslier gsonga.

Fromme Menscha, Gott ergeba,
waren in Mandshabunar,
die hen müssa Opfer bringa
bis des erscht a Dörfle war.

Kalfa hat des Dörfle gheißa,
ganz drenn im Kadrilater,
deutsche Baura sen deutscher blieba,
mittla im Bulgaremeer.

Tät mr a noch abseits fabra,
geba kann mr net zu Fuß,
tät mr in a Dörfle komma
on des heißt Tschobankuius.

Peschtera on Tschernawoda,
Mangalia on Schermet,
wären froh, wann jetzt noch immer
dort en Deutscher wobna tät.

On so könnt mr weiter fabra
in dem kleine Schwarzmeerland,
on noch deutsche Menscha suchä,
viele bleiben unbekannt.

Alida Schielke-Brenner



Lieder aus Karamurat – das fast vergessene Liedgut



ANNA SCHAAL

Wie schön klingen sie in der Erinnerung in meinen Ohren, die Lieder meiner Eltern aus Karamurat, einem früheren deutschen Dorf in der Dobruška, ca. 25 km von Konstanza entfernt.

Sobald sich Dobruškaner bei meinen Eltern trafen, gab es erst einen Schnaps zur Begrüßung und irgendwann begann man zu singen. Nicht wie heute, mit Noten in der Hand, sondern aus dem Gedächtnis. Es gab geistliche Lieder, Gassenlieder, Brauchtumslieder, Liebeslieder, Soldatenlieder und sicher noch einige mehr. Gehört habe ich keine Operettenmelodien und auch keine Schlager.

Laut dem Buch „Ostdeutsches Schicksal am Schwarzen Meer“ von Herrn Dr. Florian Müller, Seite 463, gab es 360 Lieder und 53 Ruscheinski-Lieder.

Hier in Bayern gab es schon in den 50er Jahren Treffen der Dobruškadutschen. Zu Ostern begannen sie immer mit einem Gottesdienst, der von Priestern aus Karamurat zelebriert wurde und da wurden sie gesungen, die Kirchenlieder, die man bei Paul Ruscheinski, dem „Singer von Karamurat“, dort in der Kirche gelernt hatte. Es begann mit „Der Heiland ist erstanden“, „Komm zu mir oh süße Liebe“, „Da ist Jesus Fleisch und Blut“ usw.

Ein kleiner Auszug aus einem Lied zur Kommunion: „Komm zu mir o süße Liebe, ich verlang nach dir. Acht nicht meiner bösen Triebe, komm und bleib bei mir.“ Viele saßen in der Kirche und weinten. Die Erinnerung an die verlorene Heimat kam wieder und die Erinnerung an die schöne Osterzeit. Fasziniert war ich, dass man alle Strophen auswendig sang und auch Noten brauchte keiner. Viele Generationen lang, sind diese Lieder mündlich überliefert worden, wohl auch deshalb, weil nicht alle schreiben und lesen konnten.

Paul Ruscheinski kam von Krasna nach Karamurat und ich denke, dort hat man sie gesungen und mitgebracht aus der früheren Heimat in Deutschland. Es gibt vier Schallplatten „Aus dem Liedgut des Dobruškadutschen ‚Singers‘ Paul Ruscheinski“. Dabei handelt es sich um authentische Tonaufnahmen. Herausgegeben wurden die Schallplatten vom Volkskunde Tonarchiv Freiburg von Johann Künzig und Waltraud Werner. Dazu gibt es eine Broschüre. Zu einigen wenigen Liedern hat man Noten aufgeschrieben.

Auch Alexander Seifert, geb. 1927 in Karamurat, hat 1951 Lieder aus Karamurat gesammelt. Er fuhr zuerst nach Niederbayern, dann nach München, Heilbronn,

Besigheim und andere Orte und das alles mit dem Fahrrad. Im Buch „Ostdeutsches Schicksal am Schwarzen Meer“ wird er auf Seite 484 zitiert:

„Es gab viele Kilometer und manchmal wenig Ernte. Als Idealist – was tut man nicht alles. Alexander Seifert“ Einige Lieder habe ich auch wiedergefunden in dem Heft „Lieder und Gedichte aus dem Kulturgut der Bessarabiendeutschen“, zusammengestellt von Ernst Schäfer. Darin steht zum Beispiel das Lieblingslied meines Vaters. „Ach Mädchen ich liebe dich nicht, das sag ich dir frei ins Gesicht. Geboren bist du nicht für mich, ach Mädchen ich liebe dich nicht“...

Dort habe ich auch noch einige andere Lieder gefunden, die ich aus meiner Kindheit kenne: „Das Schicksal darf keinen verschonen“, „Im Ural da bin ich geboren“, „Nun leb wohl die stille Gasse“ ... Es gibt noch unendlich viele mehr, die ich kenne.

Bei den Weihnachtsliedern aus Karamurat fiel mir auf, dass einige auch hier in der Kirche gesungen werden. Die Melodie in Karamurat war jedoch eine völlig andere. Dazu fällt mir ein „Als ich bei meinen Schafen wacht“, „Oh welch ein süßes Freudenwort“, „Zu Bethlehem geboren“. Ich durfte einige Jahre den Chor der Dobruškaner in Barbing leiten und im Gedächtnis habe ich noch sehr viele dieser Lieder. Gerade an Weihnachten und Ostern singe ich sie zuhause für mich im Wohnzimmer.



Chor des Kreisverbandes Regensburg der Dobruškadutschen beim Ostertreffen in Barbing in den 80er Jahren

Leider gibt es dazu keine Noten. Was Jahrzehnte lang nicht nötig war, müsste jetzt geschehen. Die Lieder in Noten festzuhalten in Erinnerung an unsere Vorfahren, dass würde ich mir wünschen. Sonst sind sie irgendwann für immer verklungen, unsere Lieder aus der „alten Heimat“.

„Ein Bild ist mir ins Herz gegraben, es ist der Gottesmutter Bild. Ein Sinnbild aller guten Gaben, es ist der Gottesmutter Bild. In guten und in bösen Tagen, will ich dies Bild im Herzen tragen. In guten und in bösen Tagen, will ich dies Bild im Herzen tragen.“

(Text handschriftlich aufgeschrieben von Paul Ruscheinski)

In der Bibliothek unsres Heimathauses in Stuttgart sind die Ruscheinski Schallplatten aufbewahrt. Die Inhalte wurden inzwischen, der neuen Zeit Rechnung tragend, im Format MP3 digitalisiert und sind damit vielen und für lange Zeit zugänglich.

Meine Flucht 1945

ELFRIEDE GESKE,
geb. Treichel aus Kulm

In der Februar-Ausgabe von 2021 des Mitteilungsblattes ab Seite 13 ff berichtete Elfriede Geske von der Geschichte ihrer Familie zwischen 1814 und 1945. Im nun folgenden Teil erfahren wir, wie es ihr auf der Flucht Ende des 2. Weltkrieges ergangen ist. Dieser Text erschien bereits im Mitteilungsblatt von Februar 2011. Allerdings entdeckte Heimo Ge-

ske, der Sohn der Autorin, dass im damaligen Abdruck nicht nur ein paar Absätze fehlten, sondern dass die Auslassung mitten im Satz begann und so wenig Sinn ergab. Er schrieb uns im vergangenen Jahr 2020 an und bat darum, den Text seiner Mutter vollständig und vor allem ohne diesen Makel abzudrucken. Dieser Bitte kommen wir gerne nach und veröffentlichen den Text in voller Länge.

Die Redaktion

Es war der 20. Januar 1945, ein bitter kalter Tag. Ich war zu der Zeit als Hilfslehrkraft an der Hauswirtschaftsschule in Gostingen/Warthegeau tätig. Da die sowjetische Front immer näher rückte, hatte mein Vater, ohne mein Wissen, mich von der Hauswirtschaftsschule in Warthbrücken nach Gostingen versetzen lassen. Weil er unverhofft als Dolmetscher nach Posen einberufen wurde, sollte ich in der Nähe meiner Mutter wohnen, von wo aus ich sie mit der Kleinbahn in einer Dreiviertelstunde erreichen konnte. In Gostingen kam plötzlich ein Anruf, wir sollen alle fliehen, der Russe sei durchgebrochen. Ich versuchte als Erstes, die Kleinbahn zu erreichen, aber es ging kein Zug mehr. So musste ich mich mit drei Kolleginnen und einer Frau aus dem Rheinland mit ihren drei Kindern auf den Weg machen.

Wir bekamen einen Wagen mit Kutscher von dem Gutsinspektor des Gutes gestellt, damit wir wenigstens etwas Gepäck mitnehmen konnten. An dem Tag hatten wir 20°C Minus und fuhren auf offenem Wagen. Insgesamt waren wir fünf Wagen und mussten sehen, dass wir beieinanderblieben. Das war gar nicht so leicht, da ja tausende Menschen unterwegs waren. Wir waren doch mitten in dem besetzten Polen und jeder wollte nun so schnell wie möglich über die Grenze. Wir konnten unterwegs immer nur kurz Rast machen; die Pferde brauchten Ruhe, Wasser und Futter. Nicht oft gab es für uns ein Strohlager, auch mal ein Bett, selten aber eine warme Mahlzeit. Die jeweiligen Leute waren ja oft selbst schon im Aufbruch. In der dritten Nacht erhielten wir ein Zimmer mit Strohlager zugewiesen. Da wir alle sehr erschöpft waren, sind wir sofort eingeschlafen. Auf einmal ein heftiges Donnern an der Tür: „Schnell, schnell aufstehen, der Russe kommt.“ Dann ging es überstürzt los. Aber, oh weh, die Straßen waren hoffnungslos überfüllt; alle wollten nun so schnell wie möglich irgendwo über die Oder. Wir hörten schon laufend den Geschützdonner. Auf dieser Flucht war nun immer mein Gedanke: Hat die Mutter es auch noch geschafft, weg zu kommen oder musste sie zurückbleiben?

Auf einmal sah ich einen bekannten Reiter. In dem Ort, wo Mutter in der Zeit gewohnt hatte, war ein großes Pferdegestüt. Dieser Mann war der Inspektor dieses Gestüts. Ich fasste mir ein Herz und sprach ihn an. Auf meine Frage, ob er etwas von meiner Mutter wüsste, rief er mir beim Weiterreiten zu: „Ja, sie hat einen Wagen vom Gut gestellt bekommen, zusammen mit einer anderen Frau.“ Ich war froh, dass Mutter nun unterwegs war. Kurz darauf kamen wir zu einer Oderbrücke. Man sah schon die Sprengladungen und aufgeregte Soldaten hin und her eilen, da diese Brücke gesprengt werden

sollte. Da sah ich mitten auf der Brücke einen baumlangen höheren Offizier, der einen Treck leitete. Es war der Oberst vom Pferdegestüt. Ich erkannte ihn sofort, hat er doch manchmal mit meinem Vater Schach gespielt. Ich grüßte und er schaute das kleine Mädchen ganz erstaunt an. Ich bin nur 158 Zentimeter groß, war aber immerhin damals schon 24 Jahre alt. Auch ihn fragte ich nach meiner Mutter. Er bestätigte mir, dass die Mutter mit ihrem Treck unterwegs sei, er sie aber nicht länger mitnehmen könne, weil seine Truppe mit ihren Pferden eine andere Route einschlagen müsste. Er wollte sich von Mutter und einer weiteren Frau in Freystadt trennen, da er mit seinen Leuten Richtung Sudetenland ziehen sollte. Unser nächstes Nachtquartier war nicht weit von Freystadt. Sobald wir dort eine Unterkunft gefunden hatten, habe ich versucht in Freystadt eine Behörde anzurufen, um von ihr zu erfahren, wo die Flüchtlinge untergebracht wären. Ich bekam auch, nach einigen Schwierigkeiten, eine Verbindung zu einem Flüchtlingslager und auch eine Frau an den Apparat. Es war wohl der gleiche Name, aber nicht die Mutter. Enttäuscht wollte ich auflegen, da rief eine Betreuerin in die Muschel: „Da kommt noch jemand!“ Und siehe da, es war meine Mutter. Die Freude war groß, wusste sie doch nun, dass auch ich unterwegs war und nicht den Polen oder Russen in die Hände gefallen war. Wir konnten uns aber nicht treffen, denn die Flucht war noch einigermaßen organisiert und jeder musste bei der eingeteilten Gruppe bleiben. Ich wollte aber dennoch am anderen Morgen versuchen, meine Mutter zu sehen und fragte den Gutsinspektor, wann wir aufbrechen würden. Er meinte, so gegen neun Uhr. Ich sagte meinen Kolleginnen: „Ich gehe ganz früh in die Stadt und versuche die Mutter zu finden. So gegen zehn Uhr werde ich dann auf der Durchgangsstraße auf euch warten.“ Als ich in der Stadt das erste Auffanglager gefunden hatte, ließ man mich nicht einmal die Treppe hoch, um nachzufragen. Ich blieb eine Weile stehen, in der Hoffnung, doch noch etwas zu erreichen. Aber in der Schlange der Wartenden ging es so langsam vorwärts, dass ich eilig wieder auf die Straße zurückging. Es war inzwischen zehn Uhr geworden. Ich blieb dort noch bis halb elf Uhr stehen, dann kam mir die Angst hoch: „Die werden schon weitergezogen sein!“ Der Schnee lag kniehoch, alles war verstopft. Jeder drängte am anderen vorbei, es war ein heilloses Durcheinander. Ich fing an zu laufen und kämpfte mich, so gut es ging, in dem Chaos weiter. Ich war wie von Sinnen, hatte ich doch nur eine Handtasche mit Papieren und Geld bei mir, sonst war alles auf dem Wagen. Nach etwa einer Stunde - ich war

am Ende meiner Kräfte - sah ich plötzlich einen Wagen aus unserer Kolonne, es waren Schwarzmeerdeutsche. Sie hatten eine Radpanne und waren darum zurückgeblieben. Ich war überglücklich, diese Menschen gefunden zu haben. Sie haben mich dann auch mitgenommen, als der Wagen wieder repariert war. So kam ich abends wieder zu unserer Gruppe. Aber kein Wort der Erklärung, warum sie nicht auf mich gewartet hatten, hörte ich von meinen Kolleginnen!

Wir sind dann noch über eine Woche lang weitergezogen über Sagen, Sorau, bis wir erschöpft endlich nach Gollnitz, Kreis Luckau, kamen. Es war der uns zugewiesene Ort. Bis dahin hatte unsere Flucht insgesamt 14 Tage gedauert. Uns hat man dort aufgeteilt, Quartiere zugewiesen und nach langer Zeit gab es wieder eine warme Mahlzeit. Sobald ich etwas gestärkt und gesättigt war, ging ich zum Bürgermeister und fragte ihn, ob ich die Hauptvermittlungsstelle der Flüchtlinge anrufen dürfte. Es wurde mir erlaubt. Es meldete sich ein mir unbekannter Mann. Als er meinen Namen hörte, fragte er erstaunt: „Wieso sind Sie in Gollnitz? Ihre Mutter ist hier in Luckenwalde.“ Ich war so verblüfft über diese Auskunft, dass ich nicht fragte, woher er meinen Namen kannte und wo da die Mutter untergebracht sei. Ich bedankte mich und war fassungslos, doch glücklich über das eben Gehörte. Ich habe nie erfahren, wer der Mann gewesen ist. War es ein Bote Gottes?

Am nächsten Tag packte ich einen Teil meiner Sachen und fuhr los, über Falkenberg nach Luckenwalde. Dort gab ich mein Gepäck am Bahnhof auf und begab mich auf die Suche nach der Mutter. Schon nach etwa zehn Minuten sah ich mehrere Leute auf der Straße vor einer Gaststätte stehen, es waren Flüchtlinge. Also war das schon ein Auffanglager. Der Raum war überfüllt, überall lagen und saßen Menschen auf Strohlagern. An einem Tisch saßen zwei Herren und waren mit Schreiben beschäftigt. Ich fragte, ob die Leute hier registriert werden. Sie bejahten, aber Mutters Name stand nicht auf der Liste - also weitersuchen. Gerade, als ich zur Tür hinauswollte, rief jemand meinen Namen. Als ich mich überrascht umwandte, kam meine Mutter auf mich zugehauert. Die Freude war unbeschreiblich! Mein Bruder Edmund, damals 15 Jahre alt, war auch dabei. Von nun an haben wir uns nicht mehr getrennt. Wir bekamen am nächsten Tag ein Quartier ganz in der Nähe zugewiesen und sind in Luckenwalde geblieben. Mein Bruder musste dann, mit knapp 16 Jahren, auch noch zum Militär.

Hier haben wir das bittere Kriegsende und den Einzug der Russen erlebt. Nach etwa acht Tagen wurden wir aus dem

Schlaf gerissen. Ein Sturm läuten der Hausglocke und hartes Klopfen am hölzernen Hoftor erschreckte uns. Meine Mutter, die etwas Russisch sprach, ging auf den Balkon und rief: „Shto wy schuchait?“ Zu Deutsch: „Was sucht ihr?“ „Wir wollen Quartier!“, wurde gerufen. Mutter öffnete das Tor und etwa zehn Leute strömten herein, darunter einige Offiziere. Die Soldaten sind sofort ins Wohnzimmer und haben sich auf dem Fußboden hingelegt. Die Offiziere gingen in ein anderes Zimmer und haben nur Tee gewollt. Ein Koch fragte nach der Küche und fing sofort an zu kochen. Er wollte den beliebten Borschtsch kochen, eine in Russland gut bekannte Kohlsuppe.

Ich hatte mich gleich nach dem energischen Klopfen im oberen Stockwerk versteckt, wo sich noch fünf andre Frauen mit ihren Kindern aufhielten. Wir waren alle voller Angst, hatten wir doch in den acht Tagen schon viel Schlimmes gehört. Es waren wohl an allen Ecken Plakate aufgehängt: „Wer plündert oder vergewaltigt wird erschossen!“ Doch viele haben sich nicht daran gehalten. Wir sind bis dahin verschont geblieben. Auf einmal gab es Alarm und alle Soldaten haben das Haus wieder verlassen, ohne dass jemandem auch nur ein Haar gekrümmt wurde. Meine Mutter war damals erst 44 Jahre alt. Erleichtert gingen wir in unsere Zimmer. Wir sind noch vier Wochen im dem Haus geblieben und nie mehr ist ein Russe aufgetaucht! Am anderen Vormittag hörten meine Mutter und ich einen lauten Schreckensschrei. Schnell sind wir in das Nebenzimmer gegangen, in dem sich am Vortag die Offiziere aufgehalten hatten. Die Hausfrau stand schreckensbleich mit einem Gewehr in der Hand. In diesem Zimmer hatte vorher ein Herr gewohnt, der aber kurz vor dem Einmarsch der Russen verschwunden ist. Das Gewehr lag oben auf dem Schrank, unbedeckt! Hätten die Offiziere das Gewehr entdeckt, wären wir alle erschossen worden; waren doch in der ganzen Stadt Aufrufe: „Alle Waffen sind abzuliefern, wer dem nicht nachkommt, wird erschossen!“ Bei Dunkelheit haben wir das Gewehr im Garten vergraben. Hier hat uns Gott wirklich bewahrt! Da die Not in der Stadt immer größer wurde – es gab fünf Wochen lang nach dem Einzug der Russen keinerlei Lebensmittel und unsere knappen Vorräte waren schnell aufgebraucht – sind meine Mutter und ich in ein Dorf gezogen. Dort haben wir bei einem Bauern Quartier bekommen, erhielten Kartoffeln, jeden Tag einen Liter Milch und bei der Feldarbeit ein gutes Vesperbrot. Es gab auf dem Hof viel Arbeit und ich habe immer mitgeholfen. Die Mutter fand im Nachbardorf Arbeit, auch nur für das Essen. Aber so sind wir wenigstens am Leben geblieben.

Bis jetzt hatten wir noch kein Lebenszeichen von unseren Angehörigen gehabt – woher auch? Der älteste Bruder war an der Ostfront, der Vater in Posen und der kleine Bruder vor Berlin im Einsatz! Der Jüngste hat aber wenigstens gewusst, wo wir zuletzt gewohnt hatten. Anfang August, es war ein Samstag und Mutter kehrte die Straße, ich aber war im Zimmer beschäftigt und unterhielt mich mit ihr durchs geöffnete Fenster. Ich hatte gerade Manschettenknöpfe von meinem Vater in der Hand und zeigte sie der Mutter. Auf einmal warf die Mutter den Besen weg und schrie: „Der Papa kommt!“ Ich bin sehr erschrocken und glaubte, sie hätte den Verstand verloren. Als ich zur Tür rannte und die Straße entlang blickte, hing sie weinend und lachend meinem Vater am Hals. Wie hatte er uns gefunden? War er doch zuletzt in Posen im Kriegseinsatz gewesen.

Der Vater war, nach kurzem Kampf, in Gefangenschaft geraten. Nach einigen Tagen Fußmarsch, kurz vor Berlin, sollte ein russischer Soldat diese Gruppe Gefangener zu einem Ort bringen. Unterwegs kam ihnen ein anderer Soldat entgegen und fragte: „Wohin des Wegs?“ Der Soldat gab Antwort. Darauf sagte der Entgegenkommende: „Sei doch nicht so dumm, das ist noch weit. Bring sie dort hinter die Hecke und erschieße sie, dann bist du sie los und sagst: Sie wollten fliehen!“ Als der Soldat mit den Gefangenen eben abbiegen wollte, kam ihnen ein Offizier entgegen und fragte: „Wohin?“ Nun wurde der Soldat verlegen und stotterte etwas von „verirrt“. Der Offizier zeigte ihm den Weg und so musste er wohl oder übel die Gefangenen an den befohlenen Ort bringen. Mein Vater, der ja als Dolmetscher gearbeitet hatte, hat jedes Wort verstanden und schon mit dem sicheren Tod gerechnet. Wer hat den Offizier im rechten Augenblick geschickt? Es war offensichtlich Gottes Fügung.

Der Vater kam dann nach einiger Zeit als Gefangener nach Rügenwalde, aber nicht mehr in ein Gefangenenlager, sondern zu einer besonderen Gruppe, wo er erbeutete technische Akten übersetzen musste. Im August ist er aber erkrankt, hatte Hungerödeme und Nierenleiden. So wurde er entlassen. Aber wohin? Er hatte doch keine Heimat mehr. Auch wusste er nicht, ob überhaupt von seinen Angehörigen noch jemand lebt. Während der Kriegszeit gab es immer wieder Kinderlandverschickungen aufs Land, da das Leben in den Großstädten immer gefährlicher wurde. So hatten meine Eltern zwei Berliner Kinder für einige Wochen aufgenommen. An die Adresse der Eltern von den Kindern konnte sich mein Vater erinnern. Er suchte in dem zerstörten und zerbombten Berlin, fand tatsächlich die Familie wohlbe-

halten vor. Die wussten nichts von seiner Familie, hatten aber Kontakt mit einer dem Vater bekannten Familie, bei denen die beiden Kinder auch einige Zeit untergebracht waren.

Nun fuhr Vater erst mal nach Luckenwalde, um dann von dort aus die Familie aufzusuchen. Als er in Luckenwalde ausstieg, wurde er angesprochen: „Herr Lehrer, wo kommen Sie denn her?“ Als Vater ihm sagte, dass er seine Familie suche, sagte der junge Mann: „Ich weiß, wo ihre Angehörigen wohnen. Ich kann Sie hinbringen.“ Und so kam Vater noch am gleichen Tage zu uns.

14 Tage darauf kam auch mein kleiner Bruder, der vor Berlin in Gefangenschaft geraten war, aber nach einigen schlimmen Wochen fliehen konnte. Aber wir waren beieinander und hatten trotz aller Not Grund zum Danken, wie wunderbar wir geführt und geleitet wurden. Da soll noch einer sagen: Es gibt keine Wunder!

Mein ältester Bruder war an der Ostfront eingesetzt, wurde dort schwer verwundet und kam auf einem Lazarettschiff nach Dänemark. Da er wegen Überfüllung lange Zeit nicht operiert werden konnte, bekam er Brand am Bein und musste notgedrungen, gegen seinen Willen, amputiert werden. Als wir im Dezember in den Westen kamen, konnten wir eine Suchanzeige über das Rote Kreuz aufgeben – im Osten war das nicht möglich. Da der Bruder uns auch über das Rote Kreuz gesucht hatte, haben wir bald eine Nachricht bekommen, dass er in Aachen im Lazarett sei. Vater und ich haben ihn dann holen können. So waren wir Anfang Februar 1946 wieder alle vereint.

Leserbrief

Zu dem herrlichen Bericht „Halupsi“, Mb 02-21, S. 15 ff.

Ich, Jahrgang 1936, kenne die Köstlichkeiten noch alle von meiner Mutter und mache viele davon noch heute. Auch Platschinten esse ich gerne, genauso wie Mamlig mit gebratenen Zwiebeln und Leberwurst drin. Nur meine Kinder und Enkel nicht. Doch zum Strudla Essen sind sie alle da und einige machen sie inzwischen auch selbst. Dann noch gegangene Küchle mit Krautsalat und Braten, herrlich. Wie wär's mit Pfeffersöß, Bratkartoffeln und Kotletten oder Kraut- und Schmandborst sowie mit Käsknöpfe und Sauerkraut? An Weihnachten dürfen Zuckerle nicht fehlen. Mutter machte an Geburtstagen gern Pfeiserle oder Rosenküchle, dazu Weinsuppe und für die Kinder Kompott. Egal was, das Besserabische schmeckt halt am besten.

*Erna Schlechter geb. Deiss,
wohnhaft in Alfordorf*

Immer wieder Borschtsch

Wie eine Suppe einen Menschen sein Leben lange verfolgen kann

KARL-HEINZ ULRICH

Die besondere Suppe

Bei der Auswanderung nach Bessarabien hatten die Deutschen unter anderem die Rezepte der schwäbischen Küche mitgenommen und auch weitestgehend beibehalten. Aber sie haben sie auch mit Speisen aus der bessarabisch-ukrainischen Küche angereichert. Diese haben sie mit nach Deutschland gebracht. Zu ihnen zählt auch eine einfache Suppe, der Borschtsch. In den karglichen Nachkriegsjahren meiner norddeutschen Kindheit war diese Suppe ein fester Bestandteil

von Mutters Speiseplan. Denn Kohl als Grundsubstanz für unser Essen war fast immer erhältlich. Und so stand sie, nach meiner Erinnerung, an vielen Abenden auf dem Esstisch. Ich konnte manchmal einfach keinen Borschtsch mehr sehen. Und so kam es, dass ich manchen Abend ohne Essen ins Bett ging. Mutter war da unerbittlich. Alternativen gab es nicht.

Immer wieder

Schon bei meinen ersten offiziellen Besuchen in Odessa in den 90-er Jahren habe ich daher nie in den Restaurants Borschtsch bestellt. Als ich dann aber als

Pfarrer dort arbeitete, holte mich die Suppe wieder ein. Ich nahm am Mittagstisch für die Angestellten der Kirchenkanzlei teil. Ljudmila, die Köchin, war hoch erfreut, als sie hörte, dass ich schon viele ihrer ukrainische Speisen von meiner Mutter kannte. Und stellen Sie sich vor, was dann geschah? Mit einem glücklichen Lächeln stellte sie mir einen großen Teller Borschtsch hin und sagte „wenn Sie den schon kennen, bekommen sie ihn jetzt jeden Mittag von mir“. Da wäre jede Widerrede zwecklos gewesen. Ich glaube, in den nächsten drei Jahren habe ich alle die Portionen Borschtsch gegessen, die ich bei meiner Mutter verschmählt hatte.

Ein Bessaraber aus Santa Barbara in Kalifornien – Teil 3b

Teil 3a finden Sie im Mitteilungsblatt Februar 2021, S. 17ff.

WINAND JESCHKE

Kinderspiele – manchmal sehr gefährlich

Im März war es schon etwas erträglicher, und wir Kinder verbrachten mehr Zeit draußen zum Spielen. Wir gingen meistens einige hundert Meter die Jünsdorfer Straße entlang und bogen dann links in den Wald hinein. Wir waren fünf Jungen, die sich regelmäßig zum Spielen trafen (12 Jahre, 11 Jahre, 10 Jahre, 9 Jahre alt und ich, Winand Jeschke, 12 Jahre). Öfters war auch mein Cousin Willi Jeschke, 7 Jahre, dabei. A. F., 16 Jahre alt, auch ein Flüchtling aus Neupress, Warthegau, der jetzt bei einem Bauern in Glienicke arbeitete, war manchmal am Sonntag unter uns. Er war ein netter Kerl, und jeder von uns mochte ihn gerne. Manchmal am Sonntagnachmittag saßen wir auf einer Treppe vor einem Haus um ihn herum und hörten ihm zu. Er redete von den Wolken und der Natur, und manchmal auch von seiner Arbeit auf dem Bauernhof. Er war eine Art Vaterfigur für uns. Manchmal ging er mit uns in den Wald und wusste immer was zu erzählen. Er war ein sehr unterhaltsamer Mensch. Wir waren alle aus derselben Gegend im Warthegau. Manchmal gingen wir zur alten Ziegelei, die nicht mehr produktiv war, am anderen Ende des Dorfes und schauten uns die jetzt leeren Räume an. Gewöhnlich dauerte es fast 20 Minuten zu Fuß, um dort hinzukommen. Einige Räume im Erdgeschoss waren mit dicken Holztüren verbarrikadiert. Mit der Zeit fanden wir ein paar dieser Türen aufge-

brochen vor. Wir gingen hinein und fanden allerlei Teile, die wahrscheinlich für irgendwelche Kriegsgeräte Verwendung fanden. Wir hatten keine Ahnung, wofür das schon sein könnte, aber wir fanden auch Kugellager, noch in öligem Papier verpackt. Es sah so aus, als hätte da jemand herumgekrämt, und so nahm jeder von uns auch einige Kugellager mit. H. P. sagte mir nachher, dass diese Kugellager sich gut eignen, um Rollwagen zu bauen, und so begannen wir, um die Wette Rollwagen für uns anzufertigen. Es war weiter nichts als ein Brett, auf dem man saß, hinten eine starre Holzachse und vorne eine bewegliche Holzachse, in der Mitte nur mit einem Nagel befestigt, die man mit den Füßen lenkte. An jedem Ende der beiden Achsen war ein Kugellager angebracht, das als Rad diente. Der Abstand zwischen Achse und Straße war auch nicht viel größer als 2 Zentimeter. Die verhältnismäßig glatte Asphaltstraße in Richtung Groß Schulzendorf ging hinter der Panzersperre etwas abwärts. Dies war nun ein beliebter Platz, um mit den Rollwagen zu fahren. Oft konnten wir die Straße wegen des Auto- und Lastwagenverkehrs nicht benutzen. Aber wenn sie mal frei war, dann war auch Hochbetrieb mit den Rollwagen, und ein Spektakel durch das Rufen der Kinder war zu hören. Jeder wollte der Bessere sein. Wenn man aber über Unebenheiten fuhr, stieß die Achse auf dem Asphalt an, und das Fahrzeug blieb stehen. Öfters als einmal ist es auch vorgekommen, dass ein Auto von vorne kam, wenn ich mit meinem Rollwagen schon ein gutes Tempo erreicht hatte und nicht

mehr kurz halten konnte, so dass ich dann zum rechten Rand der Straße lenkte. Die Achse stieß auf die Erde und blieb stecken. Dann kullerte ich in den Graben. Da war einer, der Kugellagerachsen an einen Großvater-Sessel angebracht hatte. Er saß da wie ein König, wenn er mit dem Ding die Straße entlangfuhr. Nach einiger Zeit sah ich den Sessel auch im Straßengraben liegen.

Etwa zwei Wochen bevor die Russen kamen, sah ich einen nagelneuen Mercedes an der Seite der Panzersperre kleben, Totalschaden. Ich hoffe, dass dieser Unfall nicht durch die Kinder mit ihren Rollwagen verursacht worden war.

An einem schönen Nachmittag kam ich zur Ziegelei und sah, wie sich andere Kinder anschickten, mit einer Lore auf Schienen einen Hügel herunterzufahren. Jemand rief: „Jetzt geht's los!“ Dann rollte die Lore schnell abwärts. Auf halben Weg und mit viel Geschrei sprangen die Kinder von der Lore. Mit Wucht prallte das Ding unten an einen Erddamm. Die Lore war an einem Drahtseil befestigt, und so wurde sie wieder von größeren Jungen mit einer handbetätigten Winde, die oben in einem langen Schuppen stand, hochgezogen. Dies geschah noch ein paar Mal, und ich bekam auch Lust, mal mitzufahren. Das Ding hatte schon ein Mordstempo auf halben Weg, als wir mit Geschrei und Hurra absprangen. Mancher verlor die Balance dabei und rollte auf die Erde. Als ich nach so einem Fall wieder aufstand, sah ich jemand weiter unten sich aufrichten. Der wäre beinahe zu spät abgesprungen. Noch ein paar Mal, und es

reichte mir. Ich war zur Erkenntnis gekommen, dass dies ein lebensgefährliches Spiel war, aber die anderen Kinder machten weiter mit ihrem Geschrei und Rufen. Ich ging dann zum Teich, wo es nicht so viel Nerven kostete, wie auf der Lore.

Nach einigen Tagen hörte ich, dass die Lore gesperrt war und keiner mehr damit fahren durfte. Scheinbar hatte es jemand der Dorfverwaltung gemeldet.

Die letzten Kriegstage

Nun kamen die letzten Tage des Krieges. Die Rote Armee war schon östlich von Zossen, und das deutsche Militär versuchte mit allen Mitteln, die Russen zu stoppen. Deutsches Wehrmachtspersonal rollte aus Richtung Berlin, um die Russen wieder zurückzutreiben. Im Gebrauch waren einige zweistöckige Stadtbusse mit Soldaten und eine Reihe von Lastwagen. Einige Geschütze kamen auch mit. Die Soldaten schienen fast alle von der Hitlerjugend zu sein, da waren auch alte Männer vom Volkssturm und abgekämpfte Landser unter ihnen. Die Fahrzeuge fuhrten eifrig hin und her, um Material und Soldaten an die Front zu schaffen. Die Moral unter der Hitlerjugend schien gut zu sein, denn sie sangen Lieder, so wie: „Es zittern die morschen Knochen, die Welt vor dem großen Krieg. Wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein großer Sieg“. Nach einigen Stunden flaute der Betrieb ab, und man sah nicht mehr viel vom Wehrmachtspersonal. Scheinbar war das alles, was das mächtige deutsche Heer noch zu bieten hatte. Mein Onkel Otto, der Kriegsversehrter war, und der den ganzen Rummel von unserem Fenster aus sah, meinte nachher, dass dieser ganze Aufwand der Deutschen keinen Zweck mehr habe, und dass der Krieg in ein paar Wochen sowieso vorbei sei.

So um den 23. April 1945 machten dieselben Hitlerjungen eiligst ihren Rückzug in Richtung Berlin. Es waren nicht mehr so viele Fahrzeuge und Männer wie vor ein paar Tagen als sie zur Front zogen, und gesungen wurde auch nicht mehr. Ein einziger deutscher Panzer, der vorher auch zur Front angefahren war, kam jetzt auch wieder dieselbe Strecke zurück. Nach ein paar Stunden war kein Verkehr mehr, nur noch einzelne deutsche Soldaten kamen zu Fuß. Als letztes sah ich noch sechs deutsche Landser zu Fuß in Richtung Groß Schulzendorf gehen, jeder hatte ein Gewehr in der einen Hand und eine Panzerfaust auf der anderen Schulter.

Die Russen kommen ...

Nach eineinhalb Stunden Ruhe kam D. E. ins Haus gerannt und rief: „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ Unsere

Familie war gerade in unserer Wohnung, oben in der Dachstube, in der Erwartung, dass da draußen bald was geschehen würde. Ich ging ans Fenster, und durch die Häuserlücken sah ich russische T34 Panzer von Nunsdorf auf Glienicke zurollen. Da mögen Panzer auch von Zossen hergekommen sein, aber die konnte ich von unserem Fenster aus nicht sehen. Nach fünf Minuten rollten die T34 mit Vollgas bei uns vorbei, und das Getöse dieser Fahrzeuge war laut. Die ersten Panzer hatten eine lange Stange, die etwa 5 Meter nach vorne hervorragte mit einem schaufelartigen Gerät am Ende. Das waren wahrscheinlich Minensucher. Mit dem Mordstempo, das diese Panzer hatten, fürchteten sie scheinbar keine Minen. Auf jedem der ersten 100 Panzer saßen 6 bis 8 russische Soldaten (Mongolen) mit ihren Maschinengewehren. Jemand sagte später mal, dass dies die Söhne von Ghenghis Khan gewesen seien. Jedenfalls, die ersten Russen, die bei uns ins Haus kamen, waren Asiaten und alle trugen Maschinengewehre.

Sie waren nicht so begierig, deutsche Soldaten zu finden, sondern fragten nach Schnaps und Uhren; Fingerringe oder irgendein Schmuck war denen genug. Mit der Zeit zogen sie weiter. Die nächste Welle russischer Soldaten waren Europäer. Wie vorher durchsuchten auch sie alle Räume nach Schnaps und Schmuck. Ein junger Russe fragte uns nach Schnaps. „Nur 100 Gramm“, sagte er. Die Frauen sagten ihm, dass wir nichts hätten. Er durchsuchte alle Schränke im Keller und kam dann mit strahlendem Gesicht und einer Essigflasche in der Hand. „Aaah Schnaps“, sagte er, und nahm von Zeit zu Zeit einen kleinen Schluck. Vielleicht war er schon etwas angetrunken, dass er nicht merkte, dass es Essig war. Auch er ging nach einer Weile.

Nachdem die ersten Panzer bei uns vorbeigerollt waren, gingen wir alle in den Keller, wo schon Frau Erdmann mit ihren beiden Kindern war. Die Hausbesitzer, das alte Ehepaar Magdeburg, kam auch noch dazu. Wir fühlten uns etwas geschützt mit anderen Leuten zusammen. Das Getöse auf der Straße ging weiter. Eine wüste Knallerei schien am anderen Ende des Dorfes im Gange zu sein. Ein Junge sagte mir später, dass einige deutsche Soldaten von einer Mauer aus mit Maschinengewehren auf die mit Soldaten beladenen russischen Panzern geschossen haben. Diese deutschen Soldaten seien alle im Kampf gefallen. Ein anderer Junge erzählte mir, dass jemand den Russen einen Tipp gab, dass deutsche Soldaten im Nachbarhaus seien. Die Russen stürmten das Gebäude und erschossen alle, die darin waren. Es waren jedoch keine deutschen Soldaten im Haus, sondern nur Frauen und Kinder.

Nach ein paar Stunden ging ich zum Hoftor und beobachtete das Schauspiel auf der Straße. Jetzt rollten vor allem Lastwagen mit Soldaten, Schleppfahrzeuge mit großen und kleinen Geschützen, und zwischendurch waren auch noch Panzer. So ging es Tag und Nacht für die nächsten 3 Tage. Mir war es aufgefallen, dass die meisten Lastwagen einen weißen Stern vorne auf der Motorhaube hatten. Also, die Russen waren gut mit Lastwagen von den Amerikanern beliefert.

Vor einiger Zeit wurde hier mal im Fernsehen in einem Dokumentfilm gesagt, dass Amerika über 80.000 Lastwagen und dazu noch 13.000 Sherman Panzer im zweiten Weltkrieg an Russland geliefert hätte. Ganz abgesehen von den Millionen Tonnen Lebensmitteln, die auch nach Russland gingen. In der amerikanischen Produktion war genug Überschuss da, um die verbündeten Mächte zu beliefern.

Mit der Zeit ging ich auf den kleinen Dorfplatz vor unserem Haus, wo sich auch schon andere Kinder eingefunden hatten. Ich beobachtete, wie ein Kettenfahrzeug mit einer Vierlingsflak neben dem kleinen Feuerwehrrhaus Stellung nahm. Bald darauf kam eine deutsche ME 109 im Tiefflug aus der Richtung Zossen und beharkte die russischen Fahrzeuge auf der Straße mit ihren Kanonen. Die Vierlingflak schoss wie wild, aber scheinbar blieb die Messerschmitt 109 unverfehrt. Sie machte einige Anflüge von Zossen her und verschwand dann in Richtung Groß Schulzendorf. Die Russen verhielten sich, als wäre da gar nichts geschehen. Die durch die Messerschmitt gefallenen und verwundeten Russen wurden aufgeladen und mitgenommen. Ein Russe, der in einem Garten hinter einem Baum Schutz gesuchte hatte, als ihn der Tod ereilte, wurde auf der Stelle begraben. Ich habe das Grab später besucht. Nach dem Krieg, als ich einen Freund besuchte, der in der Nähe der Kommandantur wohnte, sah ich eine Messerschmitt 109 hinter einem Haus liegen. Vielleicht hatte die Vierlingsflak sie doch erwischt. Ich hörte auch, dass in Groß Schulzendorf sechs russische Panzer durch Panzerfäuste zerstört wurden. Es ist leicht möglich, dass die letzten sechs deutschen Soldaten, die ich sah, als sie noch zu Fuß ihren Rückzug machten und es nicht mehr weiter schafften als bis Groß Schulzendorf, die russischen Panzer abgeschossen haben. Alle sechs sollen dort auch gefallen sein.

Nachdem es mit dem Verkehr auf der Straße ruhiger geworden war, belegten russische Soldaten jedes Haus. Sie stellten ihre Fahrzeuge im Hof und auf dem Platz vor dem Tor ab. Dann fingen sie wieder an, Hausdurchsuchungen zu machen. Mit langen dünnen Säbeln gingen sie im Hof umher und stachen damit in die Erde, um ir-

gendwelche vergrabene Gegenstände zu finden. Auf unserem Hof war nichts, aber bei Schinkes nebenan sah ich ein großes Loch in der Erde, gleich hinter dem Tor. Scheinbar hatten sie da etwas gefunden. Sie gingen auch auf den Heuboden über dem Kuhstall und stachen mit ihren Säbeln ins Heu. Ein junges Fräulein sagte nachher, dass sie ein Säbel beinahe erwischt hätte, als sie sich im Heu versteckt hatte. Mit der Zeit wurde es mit den rauen Sitten der Russen etwas besser, aber Sicherheit war noch nicht viel da, denn die jun-

gen Frauen mussten des nachts oft im Versteck sein, um nicht von den Russen geschändet zu werden. Jemand sagte mir mal, dass junge russische Soldaten seine 16-jährige Schwester bei hellichtem Tage vor allen Leuten im Keller vergewaltigt hatten. Immer wieder kamen russische Soldaten und durchsuchten unser Hab und Gut auf der Suche nach Schmuck sowie Uhren und anderen Wertgegenstände. Schöne Kleider und Schuhe nahmen sie auch mit. Ich sah mal einen russischen Offizier drei verschiedenartige Lederja-

cken zur selben Zeit tragen, und an jedem Arm hatte er einige Uhren. Plünderungen waren in der ersten Zeit der Besatzung an der Tagesordnung ...“

Winand schreibt danach darüber, was Kinder nach dem Truppendurchzug alles finden können, wie sie sich beschäftigen.

Er berichtet darüber, wie die Familie der Deportation nach Sibirien entkommt und wie er dann das Lagerleben erlebte. Schließlich beschreibt er die Ankunft im Westen.

Egon und Helga Sprecher

Der Monatspruch März 2021

Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld für alle Menschen hinzugeben.

(Mt 20,28)

DR. EGBERT SCHLARB,
Rauischholzhausen

Macht haben und Macht ausüben – ohne dies geht es wohl nicht unter uns Menschen. Und es ist ja nicht nur ein Thema in Politik, Sport und Showbusiness. Auch Jesu Jünger streiten um Macht und Ehre. Und so geht es auch phasenweise ganz kräftig in der Kirche. Macht an sich sei nichts Schlechtes, so sagt man dann, sie müsse nur recht, d.h. verantwortlich, gebraucht werden. Auf's Erste klingt das durchaus vernünftig und einsichtig. Wer will leugnen, dass dort, wo es Menschen gibt, Macht ausgeübt wird? Dass es Dienstaufsicht oder Richtlinienkompetenz der Einen über die Anderen geben muss? Deshalb also die Tatsache von Machtausübung besser nicht leugnen, sondern viel lieber dazu stehen, dass es sehr wohl auch befriedigend ist, Macht zu haben und auszuüben.

Für eine solche Hochschätzung von Macht haben wir allerdings das Neue Testament nicht auf unserer Seite. Es überliefert, dass Jesus natürlich auch wusste, dass da, wo Menschen sind, Macht ausgeübt und eingesetzt wird.

Doch wie oft wird sie von Mächtigen, egal wo sie herkommen und mit welchen Beweggründen sie angetreten sind, zu Gewalt und Unterdrückung missbraucht. Vom Machtgebrauch zum Machtmissbrauch ist es oft nur eine Handbreit. Deshalb schärft Jesus seiner Jüngerschaft ein: „So soll es nicht sein unter euch; sondern wer groß sein will, der soll den anderen dienen, und wer Erster sein will, soll sich allen unterordnen.“ (Mk 10,43f) Gegenüber der allzu menschlichen Hochschätzung der Macht vertritt Jesus eine völlig andere Sicht bezüglich des Oben und Unten – gerade bei denen, die auf seine Botschaft hören und in seiner Nachfolge stehen. „Ihr nicht – bei euch sei das nicht so!“, schärft er Gewissen und Verhalten. Sagen darf und kann dies nur der, der selbst den Menschen ein Diener sein wollte und es auch exemplarisch war. Überzeugend ist dieses Wort nur aus dem Munde dessen, der sein Leben gab für die „Sache Gottes“.

Vermutlich fällt es niemandem leicht, sich diesen Dienst gefallen zu lassen, da wir es eben gewohnt sind, unser Leben selbst in die Hand zu nehmen und das, was wir erreichen, uns selbst zu verdanken. In unserem Verhältnis zu Gott ist es jedoch ganz anders als sonst im Leben. Da endet unsere Macht, und wir sind angewiesen auf den Dienst eines anderen. Vielleicht vermag die Besinnung auf den Dienst Christi an uns auch uns wieder nachdenklich zu machen in Bezug auf dieses altmodisch gewordene Wort „Dienst“ oder „Diakonie“. Im Gegensatz zur „Macht“ wird vom „Dienst“ zunehmend seltener gesprochen. Und wenn, dann wird das Dienen, die Diakonie ihrerseits instrumentalisiert von der Ökonomie, von Management- und Profitdenken. Aber auch da soll man sagen können: „So nicht bei euch!“ Denn in der Nachfolge hinter dem Herrn Christus her, der sich nicht zu gut war, seinen Leuten selbst die Füße zu waschen – wie können da die Maßstäbe anders sein? Ohne dem Nächsten dienliches und achtungsvolles Verhalten geht unserer Welt ganz den Bach hinunter – Macht und Herrschen sind keine christlichen Vokabeln.

Zeitzeugen für „Lastenausgleich“ gesucht

Deutsches Auswandererhaus sucht Geschichten und Objekte aus ganz Deutschland

Wer erinnert sich an die Lastenausgleich-Debatte der 1950er Jahre und an das Lastenausgleichsverfahren in der eigenen Familie? Das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven sucht für seine neue Dauerausstellung Zeitzeugen.

Das von der Bundesregierung am 14. August 1952 beschlossene Lastenausgleichsgesetz sah vor, von Kriegsfolgen geschädigte Deutsche – darunter auch diejenigen, die durch Vertreibung aus früher nicht zum Deutschen Reich gehörenden Gebieten nach Westdeutschland kamen – zu entschädigen. Heftig umstritten waren sowohl der Umfang als auch die Finanzie-

rung der Zahlungen. Nicht selten erlebten die Betroffenen die Ausgleichszahlungen nicht mehr, da diese größtenteils erst Ende der 1970er Jahre vollständig ausgezahlt worden sind.

Das Deutsche Auswandererhaus sucht jetzt Personen, die über die Debatte um den Lastenausgleich als ein Teil der eigenen Familiengeschichte, von dem Prozess der Antragsstellung oder den Reaktionen der Umgebung berichten. Gesucht sind auch Objekte, die an die Debatte erinnern: Fotos, Tagebücher oder andere Schriftstücke von Privatpersonen sowie amtliche Dokumente, Antragsunterlagen und Mit-

teilungsblätter von Interessenverbänden – gerne auch Transparente und Schilder von den damaligen Demonstrationen.

Die Beiträge sind zu schicken an:

Deutsches Auswandererhaus, Stichwort: „Lastenausgleich“, Columbusstraße 65, 27568 Bremerhaven – oder per E-Mail an: e.kasakow@dah-bremerhaven.de.

Für Rückfragen steht Dr. Ewgeniy Kasakow, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Auswandererhaus, auch telefonisch zur Verfügung (Tel.: 0471 / 90 22 0-0).

Presseinformation, Bremerhaven, 26.1.2021

DEUTSCHES
AUSWANDERERHAUS
GERMAN EMIGRATION CENTER

Wer? Wo? Wann? Bildinformationen gesucht

Klaus Hillius (Waldstr. 2, 73666 Baltmannsweiler) hat ein Hochzeitsfoto in unserem Bildarchiv abgegeben, zu dem er zwar schon einige Informationen liefern kann, es bleiben dennoch wichtige Fragen offen.

„Es handelt sich hierbei um ein Hochzeitsbild von 1926 oder den Jahren davor.

Das Brautpaar hat wohl etwas mit einer Familie Hahn und/bzw. Jose zu tun und diese Hochzeit fand nicht in Lichtental statt. Unter den Gästen ist die Familie Joseph M. Hahn aus Lichtental. Joseph M. Hahn (mein Urgroßvater) ist am 2.9.1926 in Lichtental verstorben, so dass die Hochzeit davor stattgefunden haben muss.

Auf dem Bild sind folgende Personen zu sehen: In der 1. Reihe ganz links außen sitzend: Joseph M. Hahn, rechts daneben sitzt seine Ehefrau Karoline Hahn, geb. Bareither. Rechts neben ihr sitzt wohl die Mutter/Schwiegermutter des Bräutigams. Vielleicht waren Joseph M. Hahn oder seine Frau Karoline Hahn ein Bruder oder eine Schwester zur Bräutigammutter? Rechts neben der Braut sitzen wohl die Eltern/Schwiegereltern der Braut, vom äußeren Erscheinungsbild ähnelt der Mann verschiedenen Mitgliedern aus



der Familie Jose (?). Joseph M. Hahn und seine Frau sind mit vier noch unverheirateten Kindern (Otilie, geb. 1886; Christine, geb. 1901; Oskar, geb. 1904; Joseph, geb. 1913) zu dieser Hochzeit extra aus Lichtental angereist. Demnach muss es eine enge verwandtschaftliche Verbindung zum Brautpaar geben. Weiteres ist mir nicht bekannt.“

Wer kennt das Brautpaar oder einzelne Personen? In welchem Ort in Bessarabien hat diese Hochzeit stattgefunden? ...

Wenn Sie etwas zu diesem Bild sagen können, bitten wir Sie, sich bei Herrn Keller zu melden (mail: keller@bessarabiendeutschenverein.de oder per Post an den Bessarabiendeutschen Verein e. V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart).

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit Ihren Spenden helfen Sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart



Peter Hollinger

geb. am 10. März 1931 in Scholtoi

Die allerbesten Wünsche zum

90. Geburtstag

von der ganzen Familie



Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart